

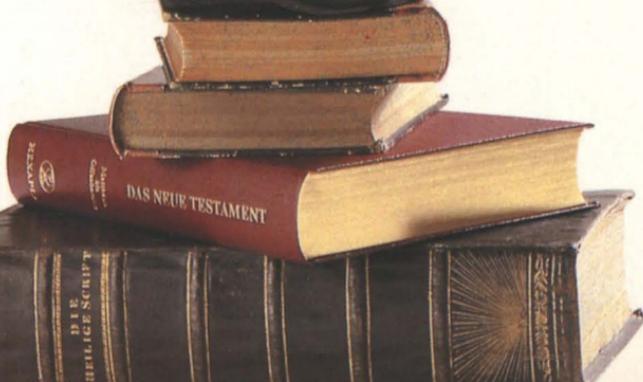
ABLteam

ANTON SCHULTE

Oh, diese Frommen



Nehmt einander an,
wie Christus euch
angenommen hat



BRUNNEN

Anton Schulte

Oh, diese Frommen!

„Nehmt einander an,
wie Christus euch angenommen hat“



BRUNNEN VERLAG GIESSEN / BASEL

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:
Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag Neukirchen-Vluyn
R. Brockhaus Verlag (Wuppertal)
Brunnen Verlag Gießen (und Brunnquell Verlag)
Christliches Verlagshaus Stuttgart
(und Evangelischer Missionsverlag)
Oncken Verlag Wuppertal und Kassel

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schulte, Anton:

· Oh, diese Frommen!
„nehmt einander an,
wie Christus euch angenommen hat“ /
Anton Schulte. –
Giessen; Basel: Brunnen-Verl., 1990
(ABC-Team; 464: Paperback)
ISBN 3-7655-2464-6
NE: GT

© 1990 Brunnen Verlag Gießen
Umschlagfoto: Pönnighaus-Martin
Umschlaggestaltung: Helmut Pfindel
Satz: Typostudio Rücker & Schmidt, Langgöns
Herstellung: St.-Johannis-Druckerei, Lahr

Inhalt

Oh, diese Frommen!	9
Der einzig gültige Maßstab	14
Wie sollen wir als Christen leben?	14
Die Frage nach der Frömmigkeit	16
Die Frage nach dem Lebensstil	17
Der Unterschied zwischen Gebot und Verhaltensweise	17
Der Unterschied zwischen Anweisung und Empfehlung	19
Schein-Frömmigkeit	21
Frömmigkeit im Praxistest	23
Unsere Frömmigkeit orientiert sich an Christus	23
Unterschiedliche Frömmigkeitsformen in verschiedenen Kulturen	26
Das Evangelium überwindet kulturelle Grenzen	27
Geht das Bekenntnis durch den Magen?	28
Das äußere Erscheinungsbild des Christen	30
Den Umständen entsprechend	31
Bart oder Bart ab: Das Problem mit der Frisur	31
Schmuck – ein Kulturschock?	32
Kann ein Schleier auch verschleiern?	33
Machen Kleider und Frisuren wirklich Leute?	34

Der Unterschied zwischen Form und Prinzip	35
Beten ist mehr als eine Formsache	37
Scheinfrömmigkeit als Ausdruck der Angst	38
Die Spannung zwischen Freiheit und Gesetzlichkeit	40
Was ist das: „Welt“?	40
Christen, Nichtchristen, Noch-nicht-Christen	41
Glaube und Frömmigkeit	42
Auftrag der Christen und Sendung des Christus	42
Den Glauben in die Praxis umsetzen	44
Der Glaube macht gerecht	44
Die neuen Christen	45
Gesetz und Frömmigkeit in Israel	46
Pharisäer contra Sadduzäer	48
Die Frömmigkeit der Pharisäer	48
Christen haben eine klare Aufgabe	49
Die Christen und die Vorschriften des Alten Testaments	51
Die besondere Stellung der Christen	51
Das Gesetz der Freiheit	53
Juden, Griechen und die ganze Welt	54
Streitpunkt Götzenopferfleisch	55
Zwischen Freiheit und Kultur	56
Kennzeichen einer untergehenden Kultur	58
Die Trennungslinie zwischen Christ und Welt	60

Möglichkeiten und Chancen der Christen	62
In der Welt, nicht von der Welt	63
„Porneia“ – der Umgang mit der Sexualität	63
Christliche Verantwortung in der Informationsgesellschaft	64
Falsche Weichenstellung	66
Haben wir noch Kontakt zu Menschen außerhalb der Gemeinde?	67
Evangelisation im Wohnzimmer	68
Das provozierende Beispiel Jesu	68
Die Welt, in der wir leben, ist die Welt, in der Gott regiert	70
Das Spannungsfeld zwischen Gesetzlichkeit und Angst vor dem Abfall	71

Oh, diese Frommen!

Kleingewachsene Menschen haben es manchmal schwer. Als ich an einem Ostersonntag in einer Wiesbadener Kirche predigen sollte, hatte ich nicht bedacht, daß der Pfarrer dieser Gemeinde etwa 20 Zentimeter größer ist als ich. Die Konsequenz: Als ich auf die Kanzel stieg, reichte meine Nase gerade über die Brüstung. Die Gemeinde reagierte darauf zunächst mit einem leisen Flüstern, dann mit einem herzhaften Lachen. Und, was blieb mir anderes übrig, ich lachte mit. Aber ein Osterlachen, wie es uns aus der Ostkirche berichtet wird, war das nicht. Ich habe dann meine Predigt vom Altar aus gehalten.

Seit diesem Erlebnis inspiziere ich die Kanzeln im voraus daraufhin, ob ich dort als „Kleiner“ auch die geeignete Rednerposition vorfinde. In glücklichen Fällen ist eine Einrichtung vorhanden, mit deren Hilfe man den Kanzelboden der Körpergröße des Sprechers anpassen kann.

Man mag das als Kleinglauben bezeichnen. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, auf die unterschiedlichsten Situationen vorbereitet zu sein. So kam ich einmal in eine Kirche, in der die Kanzelbrüstung für mich viel zu hoch war. Und nirgends bot sich eine Möglichkeit, die Differenz auszugleichen. Auch der Küster konnte mir nicht helfen. Schließlich fand ich in der Sakristei eine altehrwürdige und vor allem dicke Lutherbibel. Die nahm ich dann, in Ermangelung eines profanen Hilfsmittels, mit auf die Kanzel. Und sie leistete mir beste Dienste. (Trotzdem befindet sich seit jener Erfahrung meist – siehe unten! – ein kleines Podest [österreichisch: „Stockerl“] in meinem Wagen: für alle Fälle.)

Der Küster war entsetzt: „Wie kann man so mit Gottes Wort umgehen!“

Ich versuchte ihm zu erklären, daß es in einer Predigt darauf ankomme, Gottes Wort den Zuhörern mitzuteilen. Dazu be-

dürfe es des Sichtkontakts mit den Hörern. Außerdem hätte ich noch nie so eindeutig auf dem Boden der Heiligen Schrift gestanden wie bei jener Predigt. Aber alle Argumente halfen nicht. In den Augen des Küsters blieb ich ein ungeistlicher Mann. Offensichtlich gab es Unterschiede in unserem Verständnis von Frömmigkeit.

Meine Erfahrung könnte als einmaliger Sonderfall abgetan werden. Aber er nötigt vielleicht doch dazu, zwischen Frömmigkeit und Glaube zu unterscheiden. Denn nicht alles, was ähnlich klingt, meint dasselbe. In England wurde eine Frau vom Abendmahl ausgeschlossen, weil sie als erste ihrer Geschlechtsgenossinnen auf einem Fahrrad fuhr. Und als die kleine Gruppe amischer Christen in Pennsylvania endlich ein Ja zum Auto fanden, überstrichen sie – aus Demut – die Chromteile mit schwarzer Farbe. Sie betrachteten das als einen Ausdruck ihrer Frömmigkeit, und sie tun es bis heute.

Auf meinen Reisen bin ich auf Frömmigkeit in den unterschiedlichsten Formen gestoßen: Vieles war glaubwürdig, manches nicht. Die meisten Regeln werden offensichtlich noch immer für (oder besser: gegen) die Frauen gemacht. Man verpflichtet sie nicht nur dazu, die Haare wachsen zu lassen und zu einem Knoten geflochten zu tragen, ein Kopftuch umzubinden und auf Schmuck zu verzichten. Früher waren auch Nylonstrümpfe verpönt; doch diese „Weltanschauung“ wurde im Lauf der Jahre aufgeweicht.

Was ist geistlich, was als ungeistlich zu bezeichnen? Die Antworten der Christen sind oft nicht auf die in der Bibel genannten Maßstäbe, sondern auf menschliche Vorurteile zurückzuführen. Ich habe zahlreiche Gottesdienste besucht, bei denen die Frauen auf der linken und die Männer auf der rechten Seite saßen. Und es ist noch gar nicht so lange her, da erfuhr ich, daß in einer Jugendstunde nicht gelacht und schon gar nicht in die Hände geklatscht werden dürfe. Das gehöre sich nicht, wenn man sich mit dem heiligen Gotteswort beschäftige.

Im Norden Deutschlands gibt es Christen, die sich nicht ungerne der entspannenden Wirkung eines Zigarillos hingeben. In südlicheren Regionen haben viele gegen einen Schoppen Wein nichts einzuwenden, was wiederum in manchen nördlichen Regionen verpönt ist. Daneben gibt es Christen – wen sollte es wundern? – die beides verbieten oder beides erlauben.

Bei diesen Beobachtungen darf nicht verschwiegen werden, daß es eine wunderbare Sache ist, wenn ein Mensch von einer Bindung frei wird. Aber wer kann immer entscheiden, wo die Freude an Gottes Gabe in Gebundenheit übergeht? – Doch hier handelt es sich ja um ein völlig anderes Problem. Nämlich um die Frage, welche Bedeutung selbstgewählte (und damit selbst bestimmte und definierte) Frömmigkeit einer Gemeinde als Maßstab für Glauben oder Unglauben hat.

Da gibt es Unterschiede von Gemeinde zu Gemeinde, von Volk zu Volk. Und auch im Lauf der Zeit verändern sich die Vorstellungen und Erwartungen von Frömmigkeit.

Die „Moderne“ in den christlichen Gemeinden begann mit der Zeitung, der „Gazette“. Und für viele Christen war es nicht immer leicht, zwischen dem Wirklichkeitsanspruch, den viele Zeitungsberichte erhoben, und dem Frömmigkeitsanspruch, der von den Gemeinden formuliert wurde, zu unterscheiden.

Nach der Zeitung kamen die Lichtbilder, genauer: die Diapositive, mit denen man Lichtbild-Serien zusammenstellen konnte, die auch zur Information über Missionsprojekte oder den evangelistischen Einsatz geeignet waren. In manchen Kreisen dürfen sie bis heute nicht vorgeführt werden. Als nächstes folgte die Auseinandersetzung über Rundfunk und Fernsehen. Sie ist bis heute im Gange und wird – hoffentlich – noch lange nicht beendet sein. Nicht, um extremen Anschauungen – in welcher Richtung auch immer – zur Geltung zu verhelfen, sondern um die Gemeinde im Blick auf eine Informationsquelle wachsam zu halten, die in

gleicher Weise positiv informierend wie negativ desorientierend wirken kann.

Vieles von dem, was auch Christen heute sagen, ist auf die jeweilige Zeitsituation, auf das biblische „Heute“ bezogen. Es unterliegt der Zeit und ihren Auffassungen ebenso wie die Rocklänge der Frauen oder die Musik. Natürlich muß man wach bleiben und sich fragen, wo die Grenze ist. Aber man kann sich nicht einfach einigeln und ohne Prüfung alles verbieten. Die Musik-Verlage haben sich längst darauf eingestellt. Sie sprechen zum Beispiel nicht mehr vom Schlagzeug, sondern von „Percussion“. Nicht verraten wird dabei, daß dieses Fremdwort alle Rhythmusinstrumente umfaßt und damit im Grunde dasselbe gemeint ist, was vorher auf dem Index stand.

Über viele dieser Dinge könnte man sich ärgern. Über andere möchte man lieber lachen. Die eigentliche Tragik jedoch liegt darin, daß die Beschäftigung mit selbsterwählter Frömmigkeit zu einem Kräfteverschleiß führt – so zum Beispiel, wenn man in einer Gemeinde stundenlang darüber diskutiert, welche Farbe der Einband des Gesangbuchs haben darf, oder ob die Kanzel der Sonntagspredigt vorbehalten bleiben muß, obwohl die gutbesuchte Wochenbibelstunde eigentlich anderes verlangt. Von einer bestimmten Teilnehmerzahl an ist der Kontakt zwischen Hörer und Redner eben nur noch von einer erhöhten Position aus möglich.

Gesetzlichkeit läßt sich eigentlich nur mit einem Geschwür am Körper der christlichen Gemeinde vergleichen, durch das viele wertvolle Kräfte verlorengehen. In dieser Auseinandersetzung bleibt vieles auf der Strecke, was eigentlich danach verlangt, in Liebe überwunden zu werden. Statt dessen feiert die Lieblosigkeit Triumphe. Der ursprüngliche Wunsch, Gott von Herzen und in aller Konsequenz zu dienen, wird dabei häufig aus den Augen verloren.

„Oh, diese Frommen!“ Sie braten im eigenen Saft, wenn sie die Freiheit der Liebe mit der Angst der Gesetzlichkeit ver-

tauschen. Wie aber soll sich der Mensch, der Gott aufrichtig dienen will, in seiner Umwelt verhalten? Wo erhalten wir darauf eine klare Antwort?

Wer etwas sehen will, braucht Licht. Das gilt, vor allem am Abend, für unsere Wohnung ebenso wie für den Straßenverkehr. Es gilt aber in gleicher Weise auch für alle Fragen, die nicht mit den oberflächlichen Problemen unseres Lebens, sondern mit den tiefergreifenden Fragen nach Sinn und Ziel unserer Existenz zu tun haben. Auch dazu brauchen wir eine Art Straßenbeleuchtung, wenn wir über den morgigen Tag hinausschauen und mittel- oder längerfristige Ziele anstreben wollen.

Der einzig gültige Maßstab

Paulus rät seinem Schüler Timotheus: „Du aber bleibe bei dem, was du gelernt hast und was dir anvertraut ist; du weißt ja, von wem du gelernt hast und daß du von Kind auf die heilige Schrift kennst, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christus Jesus. Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, daß der Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk geschickt“ (2. Tim. 3,14-17).

Wenn Paulus hier von „alle Schrift“ spricht, so meint er damit natürlich in erster Linie das Alte Testament. Aber für das Neue Testament gelten die gleichen Kriterien. Durch die ganze Bibel weht der Atem Gottes, sie ist „gott-gehaucht“. Gott hat geredet. Und was er gesagt hat, ist uns nach seinem Plan in schriftlicher Form erhalten. Das Wort der Bibel ist der einzig gültige Maßstab für uns; gerade auch dann, wenn wir über bestimmte Themen grundsätzlich und differenziert nachdenken. Und das wünsche ich mir, daß wir über unsere Frömmigkeit noch einmal nachdenken und offen sind, uns von Gott korrigieren zu lassen.

Wie sollen wir als Christen leben?

Was Christen heute allgemein als Frömmigkeit bezeichnen, hat seine Wurzel im Spannungsfeld zwischen Ethik und Gesetz. Unter „Gesetz“ werden dabei zunächst die Anweisungen Gottes an sein alttestamentliches Bundesvolk Israel verstanden, von der Gesetzgebung auf dem Sinai über die detaillierte Entfaltung bis hin zu konkreten Anweisungen, die Gott durch Richter, Könige und Propheten seines Volkes erlassen hat.

Im Neuen Testament werden dafür zum Teil andere Formulierungen verwendet. An die Stelle der Bezeichnung „Gesetz“ tritt der Ausdruck „Wort Gottes“ oder „die Schrift“. Gemeint ist damit immer die verbindliche Anweisung Gottes, der zu uns redet und uns sagt, was für Glaube und Leben des Menschen gilt. Dem Teufel, der ihn versuchen wollte, hält Jesus Aussagen des Alten Testaments mit der Bemerkung entgegen: „Es steht geschrieben.“ Damit sagt er eindeutig, auf wessen Autorität er sich bezieht.

Wir befinden uns also in guter Gesellschaft, wenn wir an die Autorität der Bibel glauben. Jesus hat das getan, und die Apostel sind seinem Beispiel gefolgt.

Die Frage nach der Frömmigkeit

Wenn wir nach einem eigenen christlichen Lebensstil suchen, kann das nur mit einer zweiteiligen Frage beginnen: Wie verhalten wir uns gegenüber den Aussagen des Neuen Testaments? Wie setzen wir diese in die Praxis unseres Alltags um?

Das Wort *Frömmigkeit* läßt sich in unserer Sprache auf die althochdeutsche Wurzel *vrum* zurückführen. Sie bedeutet soviel wie „Fürst“ bzw. „dem Fürsten hörig“. Sie stammt aus einer Zeit, in der die Untertanen einem Fürsten bis zur Leibeigenschaft zum Gehorsam verpflichtet waren. Deshalb entspricht das deutsche Wort *fromm* (bis hin zur Ableitung „frömmeln“) nicht ganz der Bedeutung der im Neuen Testament verwendeten griechischen Bezeichnung *ethos*.

Es ist nur natürlich, daß die Übersetzung bestimmter Begriffe in verschiedene Sprachen zu unterschiedlichen Ableitungen führt. So kennen wir im Deutschen die Bezeichnung „lammfromm“, die den Begriff der Gefügigkeit beschreibt. Ein „lammfrommes Pferd“ schlägt nicht aus und wirft keinen Reiter ab.

Die Bezeichnung: „Das ist ein frommer Mann“ wird hingegen zwiespältig gedeutet. Die einen bezeichnen damit einen Duckmäuser, der sich nicht zur Wehr setzen kann. Andere hingegen verstehen darunter gerade heute, wo die Bezeichnung so vielfältig und mißverständlich gebraucht wird, einen Menschen, dem es ernst ist, so zu leben, wie sein Glaube es ihm vorschreibt.

Schließlich kennen wir die Wortkombination: zu „Nutz und Frommen“. Sie stammt vermutlich ebenfalls noch aus der Zeit, in der für den Bürger ungeschriebenes Gesetz war, was der Fürst gebot. Es bezeichnet sogar etwas, was dem Untertan von Nutzen war, ohne daß es das herrschende Recht verletzte. Jeder hatte davon seinen Vorteil. Also konnte es sich nur um eine gute Sache handeln.

Die Frage nach dem Lebensstil

Wenn im deutschsprachigen Neuen Testament von Frömmigkeit die Rede ist, handelt es sich in der Regel um die Übersetzung des griechischen Wortes *ethos*. „Ethos“ bezeichnet zunächst die ungeschriebene, also die allgemein gültige Sitte. Es muß erst ein Bezug zum christlichen Glauben hergestellt werden, bevor man das als „Frömmigkeit“ bezeichnen kann.

Daß dies geschah, war nur natürlich. Denn Glaube ist etwas, das man nicht sehen kann. Frömmigkeit aber besteht in sichtbaren Verhaltensweisen, die sich durch den Glauben begründen lassen, egal, ob es sich dabei um Werke (etwa der Nächstenliebe) oder um moralische Verhaltensweisen im Sinne des lateinisch-katholischen Denkens handelt. Wenn man will, läßt sich das auf die einfache, fast primitive Formel bringen: „Wie sollen wir denn nun eigentlich leben?“ Und gerade das ist die brennende Frage unserer Zeit: Wie kann man christlichen Glauben leben? Anders ausgedrückt: Wenn ich den Anweisungen Gottes gehorche, zu welchen Denk- und Verhaltensweisen, zu welchen Taten führt das? Denn nur durch meinen Lebenswandel kann ich ja meinen Mitmenschen erkennbar machen, daß ich an Jesus Christus glaube und seine Gebote für mich verbindlich sind. In diesem Spannungsfeld werden wir die Begriffe „Ethik“ und „Frömmigkeit“ immer wieder als Hilfe zitieren, aber zugleich kritisch untersuchen müssen.

Der Unterschied zwischen Gebot und Verhaltensweise

Der Begriff „Ethik“, der im Neuen Testament mit dreizehn verschiedenen Vokabeln wiedergegeben wird, bezieht sich sowohl auf die persönliche Gewohnheit wie auf die völkische Sitte und die Tradition der christlichen Gemeinde. Das bedeutet sicherlich, daß wir ihm hohe Beachtung schenken

sollen. Es verbietet uns aber, Verhaltensweisen der ersten Christen in allgemeingültige Anweisungen Gottes umzumünzen.

Zunächst müssen wir unterscheiden, was in der Bibel als Anweisung Gottes geboten wird, und wo wir es lediglich mit daraus resultierenden Verhaltensweisen von Menschen zu tun haben. Denn es ist uns nicht erlaubt, Verhaltensweisen von Menschen zu Geboten Gottes zu erheben.

Die Apostelgeschichte berichtet von den ersten Christen: „Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam.“

Zahlreiche Christen folgern daraus, daß ein Christ, der sich ernsthaft darum bemüht, Jesus nachzufolgen, seinen eigenen Besitz abzugeben habe. Er solle sich einer Gütergemeinschaft anschließen und auf jede persönliche Habe verzichten. Erst wenn wir uns alle einer Kommunität angeschlossen hätten, würden wieder wie damals jeden Tag Menschen zum Glauben kommen.

Es gibt nicht wenige, die mit Lehren dieser Art durchs Land ziehen. Aber erstens stimmt das sachlich nicht. Denn wer eine saubere Exegese der ersten Kapitel der Apostelgeschichte vornimmt, stellt fest, daß keineswegs alle Christen sich von jeglichem Privatbesitz getrennt haben. Petrus hält Ananias und Saphira nicht vor, daß sie ihren Acker hätten verkaufen müssen. Er räumt sogar ein, daß sie den Erlös dafür hätten behalten können. Einzig die Lüge, die Hälfte des Erlöses vor der Gemeinde als Gesamtgewinn anzugeben, verurteilt er.

Es gibt keine Anweisung Gottes, nach der Christen auf jeglichen Besitz zu verzichten hätten. Ein biblischer Grund, diese Verhaltensweise der ersten Christengemeinde in Jerusalem, die auf mancherlei Ursachen zurückzuführen sein mag, zur Anweisung für alle Christen zu erheben, besteht nicht.

In England spaltete sich eine Gemeinde, weil einer der verantwortlichen Leiter ihr vorwarf, beim Abendmahl nicht

„schriftgemäß“ vorzugehen. Er begründete seinen Vorwurf mit dem Bibelvers: „Und der Herr nahm den Kelch, hob ihn empor und dankte ...“ Die Gemeinde aber habe während des Dankgebets den Kelch auf dem Tisch stehen lassen. Die dadurch hervorgerufene Auseinandersetzung führte zur Spaltung jener Gemeinde. Wo aber lag das Problem?

Jesus hat nie gesagt: „Wenn ihr das tut, so hebt den Kelch vom Tisch hoch, so wie ich es getan habe.“

Jesus selbst hielt, zumindest in dem hier beschriebenen Beispiel, den Kelch beim Dankgebet in der Hand. Aber er hat es nie zu einer Anweisung erhoben. Natürlich werden uns in der Bibel die Verhaltensweisen von vielen Christen beschrieben. Dabei wird schnell deutlich, daß sie viele Dinge auf unterschiedliche Weise gehandhabt haben. Die einen taten bestimmte Dinge auf ihre Weise, andere folgten einem anderen Verhaltensmuster.

Man kann also bestimmten Anweisungen Gottes auf unterschiedliche Weise nachkommen. Wer jedoch eine dieser Frömmigkeitsformen zur allein gültigen Norm erhebt, verfällt der Gesetzlichkeit. Er meint zwar, sich der biblischen Realität gegenüber als besonders treu zu erweisen, in Wirklichkeit aber ersetzt er die Autorität Gottes durch seine eigene. Denn eine konkrete Anweisung Gottes ist in vielen Fragen, die er zum göttlichen Gesetz zu erheben versucht, nicht gegeben.

Auf diese fehlerhafte Bibelauslegung sind manche Probleme der Christen untereinander zurückzuführen.

Der Unterschied zwischen Anweisung und Empfehlung

Der Apostel Paulus schreibt an die Philipper: „Weiter, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was rein, was liebenswert, was einen guten Ruf hat, sei es ein Lob, darauf seid bedacht“ (Phil. 4,8.9). Er benutzt das Wort

semnotäes, das viele Theologen mit „Frömmigkeit“ übersetzen. Andere aber mit „ehrbar“ und „Ehrbarkeit“: eine Eigenschaft, die auch ein Ältester haben sollte, wie Paulus seinem Schüler Timotheus nahelegt (1. Tim. 3,4). Diese Eigenschaft aber bezieht sich nicht auf Gott. Mit dem Wort „Ehrbarkeit“ ist vielmehr etwas angesprochen, das der allgemeinen Auffassung der Zuhörer, also auch der heidnischen Umgebung, entspricht. Es ist das, was man Kultur oder Tradition nennt. Darüber nachzudenken ist wichtig.

Als Unterstützung dieses Gedankens scheut sich Paulus nicht, sich selbst als ein Vorbild den Philippnern anzubieten: „Was ihr gelernt und empfangen und gehört und gesehen habt an mir, das tut. So wird der Gott des Friedens mit euch sein“ (Phil. 4,9). Ganz gewiß ist diese Aufforderung eine dringende Empfehlung des Apostels an seine Schüler. Aber sie ist trotzdem nicht mit einer Anweisung Gottes gleichzusetzen.

Gerade im Bereich der Frömmigkeit spielt unser Vorbild eine große Rolle. Wenn es ehrbar ist, dann ist es ethisch gut und nachahmenswert.

Petrus hat das den Gemeindeältesten mit aller Deutlichkeit klargemacht: „Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist; achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, nicht als Herren über die Gemeinde, sondern als Vorbilder der Herde“ (1. Petrus 5,2.6).

Die größte Wirkung der Ältesten auf den Lebensstil der Gemeinde geht von ihrem Vorbild aus. Wer hier herrschen will, ist fehl am Platz. Macht führt sehr schnell zu Machtmissbrauch. Christliche Lehrer und Gemeindeälteste stehen in der Gefahr, ihre Autorität zur Formulierung eigener Gesetze zu missbrauchen. Zweifellos erheben sie auch gute und richtige Dinge, die alle Christen bedenken sollten, zum Gesetz. Weil man diese Gedanken biblischen Berichten entnommen hat, bezeichnet man auch die neuformulierten Gesetze oft vorschnell als „biblisch“.

Aber was auf diese Art und Weise als „biblisch“ bezeichnet

wird, muß man nicht selten hinterfragen. Es gilt festzustellen, ob es als *mögliche* Verhaltensweise von Christen, als *empfehlenswert* oder als *Anweisung* Gottes in der Bibel steht. Hat Gott es als Gebot gesagt, dann haben wir ihm zu folgen. Eigenmächtige Deutungen aber kann man nicht zur allgemeingültigen Anweisung Gottes erheben. Sie bleiben persönliche Auslegung. Wir tun gut daran, in der Verkündigung deutlich zwischen dem zu unterscheiden, was tatsächlich geschrieben steht, und dem, was wir persönlich meinen und für die heutige Situation der Christen daraus folgern.

Die Gefahr, Dinge und Verhaltensweisen, die bedenkenswert sind, gleich als verbindliche Anweisung Gottes darzustellen, ist immer gegeben. Es kommt sicher nicht von ungefähr, daß der Begriff „Frömmigkeit“ schon im Neuen Testament nicht nur positiv erwähnt wird.

Schein-Frömmigkeit

Im zweiten Timotheus-Brief (Kap. 3,5) erwähnt Paulus Menschen, die zwar einen Schein der Frömmigkeit besitzen oder ein Stück „Glückseligkeit“, wie andere übersetzen, die Kraft Gottes jedoch verleugnen. Im Lukasevangelium (Kap. 18,9) ist von Menschen die Rede, die sich selbst anmaßen, fromm zu sein. Ihre Selbsteinschätzung begründeten sie mit ihren Werken. Den Juden war im Gesetz vorgeschrieben, einmal im Jahr zu fasten. Sie aber fasteten zweimal in jeder Woche. Und auf Grund dieser Sonderleistung hielten sie sich für frommer als die anderen. Hier handelt es sich um ein klassisches Beispiel für eine selbsterwählte Frömmigkeit.

Natürlich ist gegen Fasten nichts einzuwenden, vor allem, wenn man zur Korpulenz neigt. Auch zur Konzentration auf das persönliche Beten kann es eine gute Sache sein. Was die Pharisäer hier praktizierten, war also keineswegs verwerflich. Aber „sie verachteten die anderen und vermaßen

sich, fromm zu sein“. Und eben damit brachten sie eine an sich gute Sache in Mißkredit.

Jeder Christ muß sich fragen, ob er durch das Beispiel anderer lernen kann; denn seine eigenen Verhaltensweisen werden wiederum anderen Christen zum Vorbild dienen. Die Wirksamkeit des unaufdringlichen Vorbilds haben wir alle wahrscheinlich noch viel zu wenig erkannt. Am ehesten wird das bei Gemeindeältesten deutlich; denn die Gemeinde mißt an ihnen, was gut oder böse, erlaubt oder verboten ist. Zunächst wird sich das auf den Lebensstil der Gemeinde auswirken, unabhängig davon, ob das den Ältesten gefällt oder nicht.

Aber Vorbild sein ist etwas anderes als Vorschriften erteilen. Kein Christ hat das Recht, etwa die Erfahrungen im Rahmen seiner persönlichen Stillen Zeit zum Gesetz für die Gemeinde zu erheben. Und wenn dem einen oder anderen Schritte in der verbindlichen Nachfolge Jesu gelingen, so kann er auch diese nicht zum Pauschalanspruch erheben. In welcher Weise ein Christ seinen persönlichen Umgang mit Gott pflegt, muß allein ihm überlassen bleiben.

Frömmigkeit im Praxistest

Unsere Frömmigkeit orientiert sich an Christus

Manche Christen sehen sich zur Ehelosigkeit gerufen; eine Sache, die jeder respektieren muß. Nur darf niemand diese persönliche Erfahrung zur Norm erheben. Sonst könnte man schnell alle ehelos bleibenden Christen als besonders geistlich bezeichnen, während auf allen, die geheiratet haben, der Makel weltlicher Gesinnung lasten würde.

Dieses Beispiel leuchtet ein. Aber wir machen uns nur selten klar, wie schnell wir in anderen Bereichen dem gleichen Fehler verfallen. Verhaltensweisen, die uns in der Bibel von Männern und Frauen berichtet werden, können beispielhaft Mut machen und zur Nachahmung anregen. Aber dadurch werden sie noch nicht zum göttlichen Gesetz.

Natürlich hat man ähnliche Vorbildfunktionen an führenden Männern und Frauen der Kirchengeschichte, an Pionieren im Reich Gottes beobachtet. Aber auch da gilt es, vorsichtig zu sein. Denn der restliche Teil des Lebens dieser Leute kommt in biographischen Artikeln und Büchern meist zu kurz. Die meisten Leute, die Sonntag für Sonntag auf der Kanzel stehen, verhalten sich zumindest ein bißchen anders, wenn sie von der Kanzel wieder herabgestiegen sind. Und das entspricht durchaus dem Verhalten ihrer Gemeindeglieder, die sich beim Gottesdienst auch ganz anders benehmen können als beim anschließenden Mittagessen in der Familie.

Nicht alles, was unter dem Begriff „Frömmigkeit“ rangiert, findet das Wohlgefallen Gottes. Vor allem nicht die „gemachte“ oder die aufgesetzte Frömmigkeit.

Paulus geht darauf besonders im Kolosserbrief (Kap. 2) ein. Hier stellt er zunächst die in ihren Konsequenzen für uns kaum zu erfassende Bedeutung des Erlösungswerks Jesu Christi heraus. In diesem Zusammenhang formuliert er Sätze von einmaliger Bedeutung: „Er hat den Schuldbrief zerrissen“, oder: „Er hat die Mächte und Gewalten ihrer Macht entkleidet und sie öffentlich zur Schau gestellt und einen Triumph aus ihnen gemacht in Christus.“

Konsequent fährt er fort (Vers 16ff): „So laßt euch nun von niemandem ein schlechtes Gewissen machen wegen Speise und Trank oder wegen eines bestimmten Feiertages, Neumondes oder Sabbats. Das alles ist nur ein Schatten des Zukünftigen; leibhaftig aber ist es in Christus. Laßt euch den Siegespreis von niemandem nehmen, der sich gefällt in falscher Demut und Ehrung der Engel und sich des rühmt, was er geschaut hat.“

Bedeutung für die Frömmigkeitsprägung hat heute im zunehmenden Maße der gesamte Bereich der Visionen. Und der reicht bis in den letzten Hauskreis hinein. Vielfach wird von Visionen, Offenbarungen und allen möglichen Erkenntnissen berichtet.

Ein bekannter amerikanischer Prediger hat in einem Buch vorausgesagt, daß die katholischen Charismatiker aus der Kirche ausgeschlossen würden – sie sind aber nicht ausgeschlossen worden. Er hat behauptet, daß die Westküste der USA in einem Erdbeben versinken würde – aber sie ist nicht versunken. Trotzdem hören die Leute weiter solche Ankündigungen, als wenn nichts gewesen wäre.

Im Alten Testament hat man falsche Propheten gesteinigt. Heute kauft man die Bücher solcher Leute. Ein bekannter deutscher Prediger hat sich einmal auf eine Vision berufen, in der er das Berliner Olympia-Stadion mit 100 000 Menschen gefüllt gesehen haben wollte. Nun hat dieses Stadion allerdings weniger als 70 000 Sitzplätze. Selbst die Angehörigen der eigenen Gemeinde wurden damals an ihm irre, als die Vision nicht eintraf.

Es soll hier nicht um die Aussagen bestimmter Prediger gehen. Wichtig ist vielmehr, daß sich die gesamte christliche Gemeinde von selbstgemachter Frömmigkeit, zu der auch Wunsch-Visionen gehören können, freihält. So bleibt sie für die jeweils aktuellen Anweisungen ihres Herrn Jesus Christus offen.

Aber Paulus ist mit seiner Belehrung für die christliche Gemeinde noch keineswegs am Ende. Im Kolosserbrief fährt er fort:

„Wenn ihr nun mit Christus den Mächten der Welt gestorben seid, was laßt ihr euch denn Satzungen auferlegen, als lebtet ihr noch in der Welt: Du sollst das nicht anfassen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren? Das alles soll doch verbraucht und verzehrt werden. Es sind Gebote und Lehren von Menschen, die zwar einen Schein von Weisheit haben durch selbsterwählte Frömmigkeit und Demut und dadurch, daß sie den Leib nicht schonen; sie sind aber nichts wert und befriedigen nur das Fleisch“ (Kap. 2,20ff).

Paulus spricht hier Dinge an, die sich im Lauf von Jahrhunderten nicht verändert haben. Eine selbstgewählte Form von Demut und Frömmigkeit gab es schon bei den ersten Christen. Aber sie führt – damals wie heute – zu einer falschen Abgrenzung von „der Welt“. Man stellt irgendwelche neuen Gesetze auf, und diese werden dann zum Kennzeichen der Christen hochstilisiert.

Unterschiedliche Frömmigkeitsformen in verschiedenen Kulturen

Die Christen in Afrika singen anders als wir in Westeuropa. In Ghana versammelt sich eine christliche Gemeinde unter ihrem größten Baum. Je größer der Baum, desto größer kann die Gemeinde werden; denn der Schatten wird als Schutz gegen die heiß brennende Sonne unbedingt gebraucht. Die Christen kommen zusammen, hören auf die Predigt, und zugleich singen und tanzen sie.

Man kann sich gar nicht vorstellen, was geschähe, wenn ich am Sonntagmorgen singend und tanzend die Kirche unserer Gemeinde beträte. Was würden die Leute wohl von mir halten? Benimmt sich so ein Christ?

Aber die Christen in Ghana haben ihre Fetische verbrannt und sind durch Jesus frei geworden. Sie erleben Zeichen und wunderbare Dinge. Doch sie freuen sich anders als wir. Sie springen im Kreis herum und stoßen mit ihren hellen Fiselstimmen hohe Schreie aus. Sie haben eine andere Kultur. Trotzdem dürfte sehr schwer zu beurteilen sein, ob ihre Art und Weise, Gott zu loben, der unseren nachsteht.

In Japan zieht man vor dem Betreten der Kirche die Schuhe aus. Man betritt mit Schuhen nicht einmal ein Wohnzimmer, geschweige denn den Tempel. Wenn man den Raum der Gemeinde betritt, zieht man draußen seine Schuhe aus, wählt sich ein Paar der bereitstehenden Pantoffeln aus und marschiert damit hinein. In einer japanischen Gemeinde reicht man sich auch nicht die Hand, sondern verbeugt sich mehrmals. Ich fragte: „Wie lange muß man das denn machen?“ „Bis der andere aufhört“, lautete die Antwort.

Kulturen sind verschieden. Als ich mit meiner Frau Spanien besuchte, waren wir an einem Sonntagmorgen in einer Gemeinde zu Gast, in der alle Frauen einen Schleier trugen. Meine Frau hatte sich auch einen besorgt, einen weißen.

Doch während der Mittagspause wurde uns erklärt, daß weiße Schleier nur von unverheirateten Frauen getragen würden. Also hat sich meine Frau einen schwarzen Schleier besorgt. Als sie den bei der Abendveranstaltung trug, freute sich ein Gemeindeglied: „Ach, Sie haben heute mittag geheiratet!“

Wenn wir meine Heimatgemeinde in Schottland besuchten, hatte meine Frau immer ihren Hut im Koffer. Sonst trug sie zwar keinen, aber dorthin nahm sie ihn immer mit; denn zum Abendmahl trägt die schottische Frau nun einmal einen Hut. Sobald der Abendmahlstisch abgeräumt ist, verschwindet auch der Hut. So ist das in Schottland eben Sitte.

Das Evangelium überwindet kulturelle Grenzen

In allen Ländern gibt es von der jeweiligen Kultur beeinflusste Frömmigkeitsformen. Der Christ, welcher Nationalität er auch angehört, hat ein existentielles Interesse daran, sich in seiner Lebens- und Verhaltensweise seinen Mitmenschen gegenüber glaubwürdig zu erweisen. Das stellt ihn vor die schwierige Aufgabe, sich von heidnischen oder dämonischen Einflüssen in der Kultur seines Volkes zu distanzieren. Andererseits kann und darf er sich von der Kultur seines Volkes nicht trennen, soweit sie wertneutrale Sitten und Gebräuche präsentiert. Nur wenn er diese ihm von Gott gegebene Aufgabe erfüllt, kann sein Verhalten als Christ im Rahmen seines kulturellen Umfeldes auch bei seinen Landsleuten zu einer Werbung für den christlichen Glauben werden.

Geht das Bekenntnis durch den Magen?

Grundsätzlich ist gegen Ernährungsvorschriften nichts einzuwenden. Gott macht sie schon den Israeliten gegenüber geltend, und – welche Überlegungen dabei immer mitgewirkt haben mögen –, sie haben zweifellos auch zur gesünderen Ernährung seines erwählten Volkes beigetragen.

Trotzdem muß man in dieser Frage sorgfältig unterscheiden. Paulus schreibt an die Römer: „Ich weiß und bin gewiß in dem Herrn Jesus, daß nichts unrein ist an sich selbst; nur für den, der es für unrein hält, ist es unrein“ (Röm. 14,14).

Und im 1. Korintherbrief fügt er hinzu: „Alles, was auf dem Fleischmarkt verkauft wird, das eßt, und forscht nicht nach ... Denn die Erde ist des Herrn“ (1. Kor. 10,25f).

Damit eröffnet Paulus für die Christen (auch für die Judenchristen, die ihre Bindung an das mosaische Gesetz nur sehr schwer abstreifen konnten) eine völlig neue Sichtweise: Alle Güter, auch alle Lebensmittel dieser Erde gehören Gott. Und Menschen, die an Jesus glauben, sind von allen dämonischen Einflüssen befreit. Sie haben keinen Grund, sich neuen Zwängen zu unterwerfen, die Gott nicht von ihnen fordert.

Allgemein gesagt ist jede selbstgewählte Frömmigkeit damit zwangsläufig falsche Frömmigkeit. Sie fördert Auffassungen, die den Geboten Gottes widersprechen. Aus dieser Fehleinschätzung göttlicher Anweisungen ergibt sich ein ganzer Katalog von Irrtümern: Die einen sind der Auffassung, man solle nicht heiraten. Andere vertreten die Ansicht, daß Mann und Frau nicht intim zusammenleben sollen, wenn das Motiv dafür nicht der unmittelbare Wunsch nach einem Kind ist. Allein diese zwei Beispiele haben schon viel Not über die christliche Gemeinde gebracht.

Was haben Prediger nicht schon alles an Gesetzen erfunden, von denen wir als Anweisung Gottes in der Bibel absolut nichts finden! Das Hauptproblem dieser Vorgehensweise besteht in einer Abwertung des allumfassenden Gebotes:

„Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Lieber hält man sich an neue menschliche Paragraphen. Sie mögen manchem nicht passen; doch die Liste der neuen Vorschriften wird schweigend geduldet und eingehalten.

Das äußere Erscheinungsbild des Christen

Das Problem der „frommen“ Kleidung ist ein wirklich heikles Kapitel.

In Jerusalem begegnete ich einem Mann, der ein Kreuz auf dem Rücken trug. Obwohl es kalt war, trug er lediglich Sandalen und hatte sich in ein langes Gewand gehüllt. Er meinte vermutlich, damit sei er Jesus ähnlich.

Nun wissen wir, daß Jesus ein nach damaligen Begriffen wertvolles Obergewand trug. Es war von oben bis unten in einem Stück gewebt. Deshalb würfelten die Soldaten nach der Kreuzigung Jesu um den Besitz dieses Kleidungsstücks und zerschnitten es nicht einfach in Teile, um den Anspruch jedes Wachsoldaten zu befriedigen. Jesus trug also weder schlechte noch billige Kleidung.

Nirgends aber steht geschrieben, daß wir aufgefordert sind, uns so wie Jesus zu kleiden. Wir richten uns in Kleidungsfragen nach der in unserer Zeit geltenden Sitte. Es gibt gesellschaftliche Standards, die auch Christen bei der Wahl ihrer Kleidung als Richtschnur dienen. Aber auch hier ist es oft nicht einfach, konkrete Anweisungen Gottes in der Bibel von lediglich menschlichen Verhaltensweisen zu unterscheiden.

So schreibt Paulus an seinen Schüler Timotheus: „Desgleichen (will ich), daß die Frauen mit schicklicher Kleidung sich schmücken, mit Anstand und Zucht, nicht mit Haarflechten und Gold oder Perlen oder kostbarem Gewand, sondern, wie sich's ziemt für Frauen, die ihre Frömmigkeit bekunden wollen, mit guten Werken“ (1. Tim. 2,9f).

Den Umständen entsprechend

Wie kann ich die von der Bibel geforderte Frömmigkeit Gott gegenüber mit meiner Kleidung zum Ausdruck bringen?

Wer sich mit dem Textabschnitt aus dem Timotheusbrief eingehend beschäftigt, wird zu dem Schluß kommen, daß es darin vor allem um Anstand und Schicklichkeit geht. Aber was in der Schweiz als schicklich gilt, als standesgemäß, dem können in Nordafrika völlig andere Auffassungen entgegenstehen. Und was man in Deutschland als zeitgemäßen Standard in Kleidungsfragen betrachtet, ist für viele asiatische Länder mit Sicherheit nicht maßgebend.

Wer als Missionar in ein fremdes Land kommt, muß sich mit den Verhaltensweisen seiner neuen Umgebung auseinandersetzen. Er muß wissen, was dort als schicklich gilt. Sonst dürfte er kaum in der Lage sein, den Einheimischen das Evangelium glaubhaft nahezubringen. Selbstverständlich gilt das auch für die Stellung, die die Frau in diesem Volk einnimmt.

Natürlich verändern sich die Anschauungen über das, was als anständig und schicklich gilt, im Lauf der Zeit. Wer heute in einem Gewand aus dem Mittelalter auftreten wollte, würde sich lächerlich machen. Ich gäbe eine schöne Witzfigur ab, wenn ich zum Sonntagsgottesdienst in einer Ritterrüstung erschiene. Das ist undenkbar, denn wir alle sind Menschen unserer Zeit.

Bart oder Bart ab: Das Problem der Frisur

Es beklagte sich jemand bei mir über die Verweltlichung eines christlichen Chores, weil etliche Sänger einen Bart trugen. Ich schrieb ihm zurück: „Vor 200 Jahren gab es bei uns noch kaum einen Mann ohne Bart. Wenn wir schon von Verweltlichung reden, dann müssen wir sie auch auf das Rasieren beziehen. Denn diese Sitte breitete sich etwa vor 180 Jahren aus, findet aber heute je länger je weniger Anhänger.“

Jener gute Mann, der zweifellos das Beste wollte, verwechselte eine kulturelle Entwicklung mit einer Anweisung Gottes. Die aber hat es in diesem Zusammenhang nie gegeben. Einer meiner Söhne trägt einen Vollbart, der andere einen Schnurrbart, ich trage keins von beiden. Ist einer von uns dadurch wirklich geistlicher als der andere?

Darin liegt das Grundproblem: Sobald sich im Blick auf Sitte und Anstand etwas ändert, und das ist im Verlauf von Jahrhunderten unvermeidlich, maßen sich die Christen eine ihrer Meinung nach „geistliche“ Auswahl an: Das eine gilt dann noch als für Christen akzeptabel, das andere wird als weltlich verurteilt. Im Grunde geht es im einen wie im anderen Fall lediglich um Äußerlichkeiten, bei denen das Entscheidende übersehen wird. Denn sonst müßte man sich an ganz andere Kriterien halten.

Schmuck – ein Kulturschock?

Paulus wendet sich in seinem Schreiben an Timotheus unter anderem gegen Haarflechten in der weiblichen Frisur. Viele Christen lesen darüber geflissentlich hinweg. Denn der Haarknoten – zumindest bis vor einigen Jahren Charakteristikum frommer Weiblichkeit – besteht ja auch aus geflochtenem Haar. Zur Zeit Jesu dagegen entsprach das lange, freihängende Haar der landesüblichen, dem Anstand entsprechenden Sitte.

Es kann Paulus nicht darum gehen, hier ein neues Gesetz aufzurichten. Was aber will er dann? Sollen goldene Ringe, Perlenketten und Kleider aus kostbaren Stoffen verdammt werden? Natürlich hängen alle diese Dinge mit der Frage nach Anstand und Schicklichkeit zusammen. Schlußendlich aber geht es um die Frage der Frömmigkeit: Wie sollen Frauen ihren Glauben an Christus, bis hin zur Verwendung des Inhalts ihres Kleiderschranks, zum Ausdruck bringen?

Kann ein Schleier auch verschleiern?

Wäre meine Frau mit einem Schleier durch Altkirchen gegangen, hätte man sie vielleicht für eine türkische Gastarbeiterin, mit Sicherheit aber nicht für eine überzeugte Christin gehalten.

So verändern sich die Dinge. Der Schleier hat heute, jedenfalls in unserem Land, eine ganz andere Bedeutung als zur Zeit der ersten Christen in Griechenland.

Dem steht die paulinische Aussage gegenüber, daß die Frau ohne Kopfbedeckung nicht öffentlich beten solle. Theologen sind im Blick auf diesen Satz zu unterschiedlichen Auslegungen gelangt. Doch im Grundsätzlichen geht es zuletzt immer wieder um die Glaubwürdigkeit meiner Verhaltensweise in der Öffentlichkeit. Und die verliert man nun einmal – ob zu Recht oder Unrecht – schneller, wenn man das teuerste und modernste Kleid und den kostbarsten Schmuck trägt. Das spricht nicht dagegen, daß es unter den Christen auch Wohlhabende gibt. Doch auch mit provokanter Darstellung von Reichtum kann man anderen eine Grube graben, die einem selbst zur Falle wird.

Paulus gebraucht das Wort „Kosmos“ (= Welt) in jenem Textabschnitt, den Luther mit „Schmuck“ übersetzt. Vielleicht könnte man sagen: Glanz und Schmuck, das sind ihre Welt. Die direkte Gegenfrage würde lauten: Was ist unsere Welt, unser Schmuck?

Petrus gibt darauf die Antwort: „Euer Schmuck (also eure Welt) soll nicht äußerlich sein wie Haarflechten, goldene Ketten oder prächtige Kleider, sondern der verborgene Mensch des Herzens, im unvergänglichen Schmuck des sanften und stillen Geistes: das ist köstlich vor Gott“ (1. Petr. 3,3f).

Kleider, Schmuck und Frisur gehören also zum Ausdruck der inneren Einstellung eines Menschen gegenüber Gott.

Machen Kleider und Frisuren wirklich Leute?

Als Hudson Taylor als Missionar in China arbeitete, ging ihm eines Tages auf, daß er in seiner europäischen Kleidung für die Einheimischen wie ein Unikum wirken mußte: Ein Clown in einer chinesischen Stadt. Seiner Frau erging es ähnlich. Zum Entsetzen ihrer britischen Missionsgesellschaft entschieden sie sich daraufhin, grundsätzlich chinesische Kleidung zu tragen.

Missionsgesellschaften in der Heimat haben sich für die Probleme ihrer Missionare draußen nicht immer als besonders verständnisvoll erwiesen. So fragte ein Missionar in Afrika bei seiner kanadischen Missionsgesellschaft an: „Was sollen wir machen? Die Frauen tragen hier keine langen Haare. Sie wachsen ihnen einfach nur kurz und kraus.“

Die Antwort des Heimatkomitees: „Sie müssen ihre Haare trotzdem lang tragen!“

Vielleicht ist da Gott bei der Schöpfung ein Fehler unterlaufen? Denn vielen Afrikanerinnen wachsen die Haare in der Tat nur kurz und gekräuselt. Auch hier gilt es für uns zu erkennen, daß es nicht um die Haarlänge und den Schnitt des Kleides geht, sondern allein um unsere christliche Glaubwürdigkeit.

Die biblische Schöpfungsordnung unterscheidet zwischen Mann und Frau. Heute sehen wir uns Bewegungen gegenüber, in denen Frauen um Rechte kämpfen, die ihnen auf Grund einer falsch ausgelegten „biblischen“ Tradition bisher verwehrt wurden. Es ist unter diesen Umständen aber auch keineswegs verwunderlich, daß sie in ihrer Empörung über das Ziel hinausschießen.

Die Antwort auf diese Frage werden wir vergeblich in kulturpolitischen Kriterien suchen. Sie liegt für Christen allein darin, inwieweit Frauen als Christinnen vor Gott und ihrer Umwelt glaubwürdig bleiben. Gott ist der Herr über Mann und Frau. Er muß das letzte Wort behalten.

Der Unterschied zwischen Form und Prinzip

Wo enden die Fragen der Frauen? Wo müssen sie sich prinzipiell grundsätzlichen Fragen biblischer Auffassung unterordnen? Hier ergibt sich einer der schwierigsten Punkte bei der Bibelauslegung.

Ein Musterbeispiel dafür liefert Paulus, wenn er sich bereit erklärt, seinen Mitarbeiter Timotheus jüdischer Tradition entsprechend zu beschneiden. In Apostelgeschichte 16 berichtet der Arzt Lukas über dieses für Christen schwer zu verstehende Ereignis. Aber Lukas zögert nicht klarzustellen, warum Paulus in diesem Fall so handeln mußte:

„Dort war ein Jünger mit Namen Timotheus, der Sohn einer jüdischen Frau, die gläubig war, und eines griechischen Vaters. Der hatte einen guten Ruf bei den Brüdern in Lystra und Ikonion. Diesen wollte Paulus mit sich ziehen lassen, und er nahm ihn und beschnitt ihn wegen der Juden, die in jener Gegend waren; denn sie wußten alle, daß sein Vater ein Grieche war“ (Apg. 16,1-3).

Paulus zeigt hier, daß seine Frömmigkeit großzügig war. Sie erwies sich als groß genug, einen erwachsenen Halbjuden um der Juden willen zu beschneiden. Denn mit ihm zusammen wollte er ihnen die Nachricht von Jesus nahebringen. Das hindert denselben Paulus nicht daran, an die Galater zu schreiben:

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und laßt euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen! Siehe, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden laßt, so wird euch Christus nichts nützen. Ich bezeuge abermals einem jeden, der sich beschneiden läßt, daß er das ganze Gesetz zu tun schuldig ist. Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid aus der Gnade gefallen“ (Galater 5,1ff).

Das ist eine Rede, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Aber warum akzeptierte Paulus im Fall des Timo-

theus eine Praxis, die er im Grunde ablehnte? Weil es ihm darum ging, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen. Betrachten wir im Gegensatz dazu die Situation bei den Galatern: In den christlichen Gemeinden in Galatien waren einige Judenchristen aus Jerusalem angekommen, die erklärten: Wenn ihr Christen werden wollt, dann müßt ihr zunächst einmal Juden werden. Ihr müßt euch beschneiden lassen und unter dem Gesetz leben. Dann könnt ihr Nachfolger von Jesus Christus werden.

Gegen diese irrige Auffassung setzt sich Paulus entschieden zur Wehr: „Wer sich beschneiden läßt, der ist aus der Gnade gefallen.“ Denn es geht hier im Grunde nicht um die Frage der Beschneidung, sondern um den Rückfall in ein alttestamentlich geprägtes Judentum.

Paulus unterscheidet also zwischen Form und Prinzip. Die Frömmigkeitsform der Beschneidung war ihm nicht wichtig. „Beschnittensein ist nichts, Unbeschnittensein ist auch nichts“, erklärt er an anderer Stelle. Entscheidend war für ihn, keinen Menschen – durch welche Lehrauffassungen auch immer – daran zu hindern, Gott den ganzen Gehorsam zu leisten. Es geht also nicht um die Frage der Form, ja noch nicht einmal um die des Prinzips. Es geht um die Einstellung eines Menschen zu Gott. Und darum, seinem Gehorsam keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen.

Die religiöse Form ist immer nur ein Ausdruck der Frömmigkeit. Und christliche Ethik ist im Leben eines Menschen immer nur insoweit glaubwürdig, überprüfbar, als darin sein Glaubensgehorsam Gott gegenüber zum Ausdruck kommt. Zu guter Letzt geht es also um den verborgenen Umgang mit Gott. Abraham, der wahrlich auf genügend Hinweise seiner Frömmigkeit verweisen konnte, wurde durch seinen Glauben, nicht um seiner Werke willen gerecht.

Beten ist mehr als eine Formsache

Paulus macht das noch an einem weiteren Beispiel deutlich. Er sagt: „Ich will, daß die Männer an allen Orten beten, indem sie heilige Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel“ (1. Tim. 2,8).

Wenn Paulus hier von Männern spricht, schließt er die Frauen keineswegs aus. Er hat ja auch nicht behauptet, daß nur die Männer beten sollen.

Es geht um etwas ganz anderes: Wer betet, soll heilige Hände aufheben. Und nun werden wieder etliche sagen: „Aha, das ist also die richtige Gebetshaltung!“

Wenn sie recht haben, beten wir in den meisten Gemeinden Deutschlands völlig verkehrt. Dann hätten wir vielleicht doch auf die Charismatiker hören sollen, die für die Form des Betens mit erhobenen Händen plädieren?

Natürlich bete ich manchmal auch so, meistens wenn ich allein bete. In der Öffentlichkeit würde ich dadurch sofort von manchen in eine bestimmte theologische Ecke gedrängt, in die ich aber nicht abgeschoben werden will.

Das Gebet mit erhobenen Armen ist die Gebetshaltung der Männer des Alten Bundes. Auch Jesus hat so gebetet. Er hob seine Hände auf und blickte zum Himmel empor. Er schloß die Augen nicht, wie wir das heute in den meisten Fällen tun. Und auch wenn Jesus dankte oder segnete, hob er seine Hände. Seine Jünger schlossen sich diesem Beispiel an.

Wieder müssen wir fragen, worum es hier im Grunde geht. Und das Ergebnis lautet: Der Schwerpunkt des Satzes liegt nicht auf den *erhobenen* Händen, sondern auf den *heiligen* Händen. Hände, die nicht gestohlen haben; die nicht zugegriffen haben, wo sie nicht hingehören.

Und es geht darum, daß Männer ohne Zorn beten. Ich kann mir zwar kaum vorstellen, daß jemand im Zorn beten kann, aber bei dem einen oder anderen könnte es ja dennoch möglich sein. Trotzdem: Gott will das nicht. Er möchte, daß wir ohne Zorn beten. Einmal mehr geht es also nicht um eine

bestimmte Form, sondern um die innere Haltung des Glaubenden, in diesem Fall des Betenden.

Scheinfrömmigkeit als Ausdruck der Angst

Jede Form von selbstgemachter Frömmigkeit ist zugleich ein Zeichen der Angst. Man fürchtet sich davor, daß Lücken im eigenen Glaubensleben für andere erkennbar werden. Und man hat Angst vor dem Rückfall in die Welt des Unglaubens.

Wer wollte solche Ängste nicht verstehen? Niemand möchte sich gern nachweisen lassen, daß seine Frömmigkeit „Lücken“ aufweist, die, sobald man ihrer gewahr wird, an der Glaubwürdigkeit des eigenen Christseins zumindest Zweifel aufkommen lassen. Wenigstens ebenso groß ist die Angst, aus der Lebensweise verbindlichen Christseins in die Verhaltensweisen des säkularisierten Menschen zurückzufallen.

Wer wollte nicht begreifen, daß Menschen, die sich hier gefährdet sehen, nach immer genaueren Gesetzen und Normen fragen? Die Gefahr ist dennoch groß, sich – ähnlich wie die Pharisäer – in eigener Gesetzlichkeit, in selbst aufgestellten Paragraphen und Vorschriften zu verstricken.

Es ist durchaus verständlich, daß Menschen neue, eigene Gesetze aufstellen, um sich ihres Einsatzes für Jesus zu vergewissern. Nur lassen sich so die durch die eigene Natur bedingten Fehlerquellen nicht ausschalten. Wer das übersieht, betrügt sich selbst.

Vor meiner Bekehrung zu Christus war ich ein totaler Kinonarr. So oft es mir möglich war, schaute ich mir Filme an. Als ich zum Glauben an Christus kam, hat Gott mir gezeigt, daß dort nicht mein Platz ist. Daraufhin verlor ich nahezu schlagartig mein Interesse am Kino. Ich war davon befreit und hatte nichts mehr damit zu tun.

Doch für meine Kinder galt das keineswegs; denn sie ka-

men nicht aus der „Welt“. Vielmehr waren sie in einem behüteten christlichen Elternhaus aufgewachsen und schielten manchesmal neugierig über den Zaun zum Nachbarn, um festzustellen, wie es denn dort vor sich ginge. Und bevor sie mich belügen mußten, um sich hintenherum heimlich in ein Kino zu schleichen, begleitete ich sie lieber selbst. Da konnte man jedenfalls auch hinterher noch miteinander über das reden, was man gesehen hatte.

Die Spannung zwischen Freiheit und Gesetzlichkeit

Mancher ernste Christ hat Angst davor, Gott ungehorsam zu werden und in sein altes Leben zurückzufallen. Das Volk Israel liefert dafür viele Beispiele. Und auch in der neutestamentlichen Gemeinde sind derartige Rückfälle immer wieder vorgekommen.

Nun ist Angst ein schlechter Ratgeber. Sie führt zur Verkrampfung, treibt uns in die Enge, nicht selten zu selbstgemachter Gesetzlichkeit. Und diese Gesetzlichkeit kann tragische Folgen haben. Eine Folge ist oft jene Schwermut, die in christlichen Kreisen leider weiter verbreitet ist, als wir meist erkennen und uns eingestehen wollen.

Damit stehen wir vor einer doppelten Gefahr. Einerseits haben Christen – berechtigt – Angst davor, in Verhaltensweisen abzugleiten, die ihrem Christsein nicht entsprechen. Auf der anderen Seite versuchen sie sich davor durch eine hausgemachte Gesetzlichkeit zu schützen, die ihrem aufrichtigen Wunsch nicht entsprechen kann. In diesem Spannungsfeld – zwischen überbetonter Freiheit und überbetonter Gesetzlichkeit – lebt die christliche Gemeinde heute.

Was ist das: „Welt“?

Die Spannung zwischen Freiheit und Gesetzlichkeit läßt sich in zwei wesentliche Bereiche unterteilen: in eine berechnete und in eine falsche Abgrenzung zur „Welt“. Das griechische Wort *kosmos*, das wir mit Welt übersetzen, wird in den verschiedenen Büchern der Bibel mit unterschiedlicher Bedeutung gebraucht. Wir müssen also jeweils fragen, was mit diesem Begriff in der jeweiligen biblischen Textstelle gemeint ist.

Grundsätzlich verwenden die biblischen Autoren den Begriff Welt in einer dreifachen Bedeutung:

Einerseits verstehen sie unter Welt oder Kosmos die gesamte Schöpfung, alles, was geschaffen ist.

Andererseits kann mit dem Begriff Welt aber auch der Erdkreis, die Welt als Lebensraum des Menschen bzw. die gesamte Menschheit gemeint sein.

Als dritte Möglichkeit schließlich wird der Begriff „Welt“ auch für die von Gott abgefallene Welt, also für den autonomen, selbständigen Herrschaftsbereich des Menschen gebraucht.

Christen, Nichtchristen, Noch-nicht-Christen

Pastor Wilhelm Busch hat einmal gesagt: „Welt, das sind die Menschen, die sich nicht bekehren wollen.“ Gemeint sind damit alle, die sich bewußt von Gott distanzieren.

Hier ergibt sich also nochmals eine Teilung: Denn zur gefallenen Welt gehören alle Menschen. Auch wenn sie heute an Christus glauben, behalten sie bestimmte Kennzeichen ihres Gefallenseins bis zu ihrer völligen Wiederherstellung in der neuen Welt Gottes.

Daneben gibt es Menschen, die sich bereits gegen Jesus Christus entschieden haben, und andere, bei denen immer noch die Hoffnung besteht, daß sie das Ruder ihres Lebens herumwerfen und sich Jesus Christus anvertrauen. Es gibt im Bereich der gefallenen Welt also Menschen, die dem Sog des Bösen bereits rettungslos verfallen sind. Für alle anderen aber bleibt die Hoffnung bestehen, daß sie noch zu Jesus umkehren. Das gilt auch dann, wenn sie durch ihre Verhaltensweise heute den Christen das Leben schwermachen.

Es gibt demnach für den Bereich der „gefallenen Welt“ eine Unterscheidung zwischen Christen, Nicht-Christen und Noch-nicht-Christen, die die Spannung zwischen den einzelnen Gruppen noch erhöht.

Glaube und Frömmigkeit

Jesus spricht im hohenpriesterlichen Gebet davon, daß Christen nicht mehr „von der Welt“ sind. Die Welt ist noch ihr Lebensraum, aber nicht mehr ihre Lebensquelle.

Natürlich leben die Christen noch „in der Welt“, zwischen Bergen, Seen und Blumen, die Gott geschaffen hat. Sie gehören zu einer bestimmten Generation der Weltgeschichte. Aber zugleich leben sie mitten in einer Welt, die Gott feindlich gegenübersteht.

Jesus hat uns nicht aufgefordert, die Welt fluchtartig zu verlassen (wir sind dazu auch gar nicht in der Lage). Aber wir sollen die Realität erkennen. Im Mittelalter zogen sich die Mönche in Klöster zurück; sie kapselten sich ab und sperrten sich ein. Aber schon bald mußten sie entdecken, daß vor der „Welt“ und damit vor dem Teufel auch Klostermauern nicht zu schützen vermochten. In geschlossenen christlichen Häusern kann es sehr unchristlich zugehen.

Auftrag der Christen und Sendung des Christus

Das Spannungsfeld, mit dem wir uns hier immer wieder befassen, ist von Gott gegeben, also vermutlich gewollt. Jesus betet: „Ich bitte dich nicht, daß du sie aus der Welt nimmst, sondern daß du sie bewahrst vor dem Bösen“ (Joh. 17,15). Und gleichzeitig erklärt er: „Wie du mich gesandt hast in die Welt, ... so sende ich sie auch in die Welt“ (Joh. 17,18). Zu dem Auftrag, den Jesus uns gegeben hat, gehört also der Weg in die Welt. Wir dürfen uns nicht abkapseln und nur für uns selbst dasein. Wir sind in die Welt – auch in unsere Kultur – von Jesus ganz bewußt hineingestellt.

Dabei ist wichtig, daß wir auch Vers 18 beachten: „Wie du mich gesandt hast, so sende ich sie auch in die Welt.“ Dabei wird uns schnell deutlich, daß Jesus nicht etwa als Engel in

diese Welt kam. Man sah ihm nicht auf den ersten Blick an, daß er der „ganz andere“ war.

Im Gegenteil. Er wurde von einer menschlichen Mutter in einem Stall zur Welt gebracht: niedriger und menschlicher geht es nicht. Er war ein Mensch wie alle anderen – mit einer einzigen Ausnahme: Er hat nie gesündigt. Wer ihn suchte, konnte ihn nicht ohne weiteres an seinem Äußeren erkennen. Er sah nicht anders aus und lebte nicht anders als andere Menschen. Er galt als Sohn von Josef und Maria und führte das normale Leben eines Menschen der damaligen Zeit.

Jesus war ein Jude unter Juden, ein Gesetzstreuer unter Gesetzstreuen; er erfüllte jeden Ritus seiner Religion. Er galt in Israel weder als Ausländer noch als Fremdarbeiter. Er war ein Mann des Volkes. Und genau so sendet er uns in diese Welt.

Den Glauben in die Praxis umsetzen

Jesus lebte mitten in der Welt. Wenn man sich das bewußt macht, ergeben sich daraus natürlich Fragen: Wie läßt sich unter diesem Gesichtspunkt Glaube in dieser Welt leben, verwirklichen?

Beachten muß man dabei, daß Glaube und Frömmigkeit nicht dasselbe sind, auch wenn sie eng zusammengehören. Meinen Glauben kann niemand sehen. Aber wenn ich aus diesem Glauben heraus handle, wird er erkennbar. Was man dann sieht, ist zwar nicht mein Glaube, aber der Ausdruck meines Glaubens: meine Frömmigkeit.

Unseren Glauben sieht nur Gott. Die Menschen in unserer Umgebung können ihn erst erkennen, wenn er in konkreten Handlungen und Verhaltensweisen sichtbar wird. Genau das meint der griechische Begriff *eulabeia*, den wir mit *Frömmigkeit* übersetzen: die Verhaltensweisen des Menschen. Ihre Summe könnten wir auch als Ethik bezeichnen. Der Begriff *eulabeia*, der im Neuen Testament dreizehnmal vorkommt, bezieht sich vor allem auf Glaubensäußerungen, die in der Bibel nicht im einzelnen festgelegt sind. Oft bezeichnen wir etwas vorschnell als Glauben. Wenn Frömmigkeit sich dann nicht so äußert, wie wir es uns vorstellen, bezweifeln wir die Echtheit des Glaubens.

Der Glaube selbst kann nie sichtbar sein. Er wird erkennbar an den Verhaltensweisen, die sich durch ihn ergeben. In einem Wort zusammengefaßt: an der Frömmigkeit.

Der Glaube macht gerecht

Paulus argumentiert im Römerbrief: „Abraham ist sein Glaube zur Gerechtigkeit geworden“ (Kap. 4,9). Und in Vers 10 fügt er hinzu: „... als er unbeschnitten war.“ In Vers

11 wird dann eindeutig ausgedrückt, daß Abraham „das Zeichen der Beschneidung“ als „Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens“ empfing.

Abraham erkannte: Wenn ich an den Gott Israels glaube, muß ich mich auch beschneiden lassen. Doch Gott sah diesen Glauben bereits, bevor die Beschneidung vollzogen war. Und eben dieser Glaube – vor der Beschneidung – wurde Abraham zur Gerechtigkeit angerechnet.

Gott sieht die ersten Anfänge unseres Glaubens, auch wenn dessen Auswirkungen noch für keinen Menschen erkennbar sind. Und er weiß darum, auch wenn uns bei der Umsetzung unseres Glaubens in praktische Verhaltensweisen manches mißglückt.

Die neuen Christen

Wenn Menschen, die erst seit kurzem Christen sind, zum ersten Mal eine christliche Gemeinde besuchen, kann man die tollsten Dinge erleben. Manchmal stimmt dann ihre Kleidung mit dem Sonntagshabitus der Christen nicht überein. Ein Mädchen, das es mit seinem Christsein durchaus ehrlich meint, duftet vielleicht stark nach Chanel No. 5. Die christliche Gemeinde jedoch ist das, zumindest zum Zeitpunkt des Gottesdienstes, nicht gewöhnt.

Menschen, die erst seit kurzem Christen sind, machen zweifellos vieles falsch. Dabei kann es durchaus sein, daß ihr Glaube dem der „alten Hasen“ in der Gemeinde keineswegs nachsteht. Aber sie haben eben die von der Gemeinde festgelegten Frömmigkeitsformen noch nicht angenommen. Daraus ergibt sich wiederum eine doppelte Spannung: Werden die erfahrenen Gemeindemitglieder die spontane Reaktion junger Christen zum Anlaß nehmen, um ihr eigenes Verhalten zu überprüfen? Und werden Menschen, die erst seit kurzem Christen sind, es lernen, zwischen traditionellen Frömmigkeitsvorstellungen einerseits und Verhaltens-

weisen, die christlichem Glauben spontan entspringen können, andererseits zu unterscheiden?

Gesetz und Frömmigkeit in Israel

Die Frömmigkeit des alttestamentlichen Bundesvolkes wurde durch das Gesetz, auch *nomos* genannt, bestimmt. Es handelt sich dabei um die schriftlich festgelegten, verbindlichen Anweisungen Gottes für Leben und Gottesdienst des Volkes Israel. Das Kernstück dieses Gesetzes, die Zehn Gebote, hatte Mose in Form von zwei Schrifttafeln auf dem Berg Horeb unmittelbar von Gott in Empfang genommen. Wer sich in Israel an dieses Gesetz hielt, war fromm. Ein frommer Mann war also immer zugleich gesetzestreu. Er orientierte sich in seinem Handeln an den Anweisungen Gottes. Das bedeutete aktiven Gehorsam gegenüber dem Gesetz. Deshalb wurde der Fromme zugleich auch als Gerechter bezeichnet – im Gegensatz zu den Gesetzlosen oder Ungerechten.

Die Geschichte Israels ist so bewegt wie die Geschichte seiner Frömmigkeit. Manchmal hielt man sich an das von Gott gegebene Gesetz, manchmal nicht. Als Gott Richter einsetzen ließ, um über das Verhalten des Volkes zu wachen, wurde das Gesetz verstärkt beachtet. In der Periode, die der Zeit der Richter folgte, tat dann jeder mehr oder weniger, was er für richtig hielt. Seine eigenen Maßstäbe galten ihm mehr als die Anweisungen Gottes.

Als das Maß der Ungerechtigkeit Israels voll war, antwortete Gott mit einem Gericht über das Volk: Er ließ verschiedene Zwangsdeportationen zu, deren bekannteste die 70jährige babylonische Gefangenschaft ist. Die Rabbiner haben das später genau ausgerechnet. Sie sagten: „490 Jahre lang haben wir den Sabbat nicht gehalten. Wir waren ungerrecht und taten nicht, was Gott von uns forderte.“

Teilt man 490 durch sieben, so ergibt sich die Zahl 70. Deshalb waren sie 70 Jahre in Babylon gefangen. Gott hat sein Volk nach Babylon in den Zwangssabbat geschickt, folgerten sie. Und viele Rabbiner denken noch heute so.

Diese Denkweise hatte zur Folge, daß man nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft dem Gesetz erhöhtes Interesse entgegenbrachte. Um sich vor neuen Fehlritten zu schützen, erließ man zahlreiche Zusatzverordnungen, besonders im Bereich der Sabbatheiligung. Dabei stand gar nicht mehr so sehr im Mittelpunkt, welche Anweisungen Gott für den Sabbat gegeben hatte. Aus der Sorge heraus, Gottes Anordnungen nicht ausreichend zu erfüllen, erließ der Sanhedrin, das geistliche Führungsgremium des Volkes, immer neue Vorschriften. Es wurde festgelegt, was man darf und was nicht und welche Ausnahmesituationen zugelassen waren. So wuchs die Zahl der Gesetze und Vorschriften; der Gehorsam gegenüber Gott wurde mehr oder weniger auf die Sabbatheiligung reduziert. Deshalb brach für die Rabbiner eine Welt zusammen, als Jesus später am Sabbat einen Kranken heilte.

Unter diesem Gesichtspunkt braucht man sich auch nicht darüber zu wundern, daß die Makkabäer sich an einem Sabbat ohne Widerstand von den Römern niedermetzeln ließen. Sie meinten, Gott würde zu ihnen halten, wenn sie am Sabbat nicht kämpften. Doch Gottes Hilfe blieb aus. Er unterstützte ihre selbstgemachte Frömmigkeit nicht. Denn im Gesetz Moses werden die Sabbatanweisungen in dem Moment außer Kraft gesetzt, wo Lebensgefahr besteht. Diese Auffassung vertritt der Gerichtshof in Jerusalem auch in der Gegenwart.

Hinter all diesen Bemühungen stand Furcht. Die berechtigte Sorge, gegen das Sabbatgesetz Gottes zu verstoßen, ließ Menschen eigenmächtig eine zusätzliche Schutzzone aus von Menschen diktierten Gesetzen und Vorschriften errichten. Jesus bezeichnet diese Vorschriften als die „Lasten“ der Pharisäer und Schriftgelehrten. Hier liegt das eigentli-

che Spannungsfeld zwischen ihm und den Pharisäern: Jesus wendet sich konsequent gegen ihre selbstgemachten Frömmigkeitsvorstellungen.

Pharisäer contra Sadduzäer

Den Pharisäern muß man sicherlich eine berechtigte Sorge um die Sabbatgesetze zugestehen. Ihre Gegenspieler in der frommen Führungsschicht Israels, die Sadduzäer, waren zum größten Teil Großgrundbesitzer. Sie fürchteten die Römer, weil sie Angst um ihre traditionelle Machtposition hatten. Die Sadduzäer stellten die meisten Hohenpriester. Sie arbeiteten mit den Vertretern des Römischen Reiches ebenso zusammen wie mit den Repräsentanten jeder anderen weltlichen Macht. Für sie zählten irdische Privilegien; deshalb kann auch nicht erstaunen, daß sie eine liberale Theologie vertraten. Sie glaubten weder an die Auferstehung noch an Engel. Im Grunde glaubten sie an fast gar nichts. Formell ließen sie nur das Gesetz Moses gelten; alles andere zählte nicht. Doch sie richteten willkürlich und legten das Gesetz so aus, wie es ihnen paßte.

Die Gefahr des Abfalls in eine derartige Liberalität auf der einen Seite führte andererseits bei den Pharisäern zu einer Überbetonung der Gesetzlichkeit. Um die Anweisungen Gottes von den Gesetzlichkeiten der Pharisäer zu unterscheiden, muß man die Evangelien unter diesem Gesichtspunkt lesen und darauf achten, was Jesus den Pharisäern vorwirft. Seinen Jüngern rät er einmal sogar: „Tut ruhig, was sie sagen, aber lebt nicht so, wie sie leben.“

Die Frömmigkeit der Pharisäer

Die Sache war relativ einfach: Die Frömmigkeit der Pharisäer stimmte nicht. Sie hatten lediglich einen von Menschen

konstruierten Schutzwall gegen die Übertretung des göttlichen Gebotes errichtet. Jesu Urteil darüber läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Lasten legen sie den Leuten auf“, sagt er, „und selber tragen sie gar nichts.“ Dieser Vorwurf war durchaus berechtigt; denn niemand konnte die Fülle der von den Pharisäern erlassenen Vorschriften einhalten.

Eine von Menschen erweiterte Gesetzlichkeit, die über das Gesetz Moses oft weit hinausging, war ein typisches Kennzeichen alttestamentlicher Frömmigkeit mit all ihren negativen Erscheinungsformen. Eins wird dabei deutlich: Selbstgemachte Frömmigkeitsvorstellungen, selbst wenn sie mit noch so konsequenter, ja übertriebener Gesetzlichkeit verbunden sind, bilden keinen Ersatz für geistliches Wachstum. Im Gegenteil: Die Gesetzlichkeit der Pharisäer machte diese blind. Obwohl sie das ganze Alte Testament für von Gott gegeben hielten, erkannten sie den darin angekündigten Messias nicht.

Christen haben eine klare Aufgabe

Auch Christen sind vor dieser Gefahr nicht geschützt. In der berechtigten Sorge, hinter den Ansprüchen Gottes zurückzubleiben, kann man sich in eine selbstgemachte Gesetzlichkeit und Frömmigkeit flüchten. Das schlimme daran ist, daß wir schnell, genau wie die Pharisäer damals, blind werden für das, was Jesus heute von uns will und wozu er uns in dieser Welt gelassen hat.

Man versteht dann nicht, weshalb Jesus die ersten Jünger bei seiner Himmelfahrt nicht einfach mitgenommen hat. Oder weshalb Menschen, die sich für Christus entscheiden, nicht ohne Zeitverlust in die neue Welt Gottes entrückt werden. Doch Gott hat uns in dieser Welt zurückgelassen, um hier eine Aufgabe zu erfüllen. Wir sind nicht mehr „von der Welt“, wir gehören ihr in der eigentlichen Bedeutung des

Wortes nicht mehr an. Aber Jesus hat uns mit einem ganz bestimmten Ziel in diese Welt als menschlichem Lebensraum geschickt.

In den siebenundzwanzig Büchern des Neuen Testaments wird Jesus als die Erfüllung des Gesetzes – den Anweisungen und Verheißungen, die Gott dem Volk Israel gegeben hat – dargestellt. Die Bücher des Alten Testaments sind ebenso Anrede Gottes an uns wie die des Neuen Testaments. Trotzdem unterscheiden wir zwischen dem Alten und dem Neuen Bund. (Nur im Blick auf die Frömmigkeit sind wir da nicht immer konsequent, obwohl es gerade in dieser Beziehung nötig wäre.)

Die Christen und die Vorschriften des Alten Testaments

Der Alte Bund stellte die Beziehung Gottes zu einem Volk dar, das eigentlich noch gar keines war: zu den Stämmen, die sich zum Volk Israel vereinigten. Der Alte Bund beinhaltet die Geschichte Gottes mit den Vätern dieses Volkes: Abraham, Isaak und Jakob. Er basiert wesentlich auf dem Empfang der Gebote Gottes durch Mose auf dem Berg Horeb. Nach Art der damals üblichen Vasallenverträge hatte Gott die Bündnisbedingungen für sein Volk festgelegt. Dieses hatte sich zur Vertragseinhaltung verpflichtet. Die Israeliten wußten, daß sie im Fall der Nichtbefolgung verloren waren. Darauf gründet sich die Gottesherrschaft, die Theokratie, im Alten Bund. Gott ist der Herr. Er hat mit dem Volk seinen Bund geschlossen. Deshalb bildet das gesamte Alte Testament eine in sich abgeschlossene Heilsperiode.

Auch für Christen ist das Alte Testament Rede Gottes. Es spricht auch zu uns, erläutert uns an Beispielen und geschichtlichen Vorgängen das Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Im allgemeinen jedoch richten sich die Aussagen des Alten Testaments an das von Gott erwählte Volk Israel. Von den Christen ist dabei allenfalls in verschiedenen prophetischen Hinweisen und Aussagen die Rede.

Mose gehört nicht zur neutestamentlichen Gemeinde. Das gleiche gilt für Abraham, obwohl er als „Vater des Glaubens“ bezeichnet wird. Beide gehören zu einem anderen Bereich innerhalb der Heilsgeschichte Gottes.

Die besondere Stellung der Christen

Wir Christen sind in der Regel keine Juden. Die Beschneidung, Kennzeichen des Alten Bundes, gilt für uns nicht. Wir

sind nicht Israel, sondern leben in einem anderen heilsgeschichtlichen Abschnitt. Wir gehören zur neutestamentlichen Gemeinde, deren Herr Jesus Christus ist, und zählen damit zum Neuen Bund.

Das Alte Testament ist für uns ein Bilderbuch des Glaubens. Wir lernen daraus, wie Gott sich die Beziehung des Menschen zu ihm denkt. Wir erkennen, wie Gott innerhalb der Weltgeschichte Heilsgeschichte betreibt. Trotzdem lassen sich die Anweisungen, die Gott Israel gegeben hat, nicht ohne weiteres auf die neutestamentliche Gemeinde übertragen.

Generell versuchen wir das auch gar nicht, probieren es aber manchmal in Einzelfällen. Man sucht sich eine Sache heraus, die man übernimmt, weil sie einem ins Konzept paßt („Eine Frau soll nicht Männersachen tragen“, 5. Mose 22,5a). Doch von allem, was vorher oder nachher gesagt ist, distanziert man sich („Du sollst dir Quasten machen an den vier Zipfeln deines Mantels“, 5. Mose 22,12a). Aber so kann man mit der Bibel nicht umgehen, ohne sich dem Vorwurf der Unlauterkeit auszusetzen.

Zunächst muß man immer unterscheiden, was zu wem gesagt wurde. Und wenn ein Text in erster Linie an Israel gerichtet war, so kann man erst in zweiter Linie fragen, welche Bedeutung diese Aussagen für die Christen, also für die Angehörigen des Neuen Bundes, haben.

Das Alte Testament liefert in vielen Situationen Anschauungsunterricht für das Verhalten des Menschen gegenüber Gott. Im Neuen Testament werden diese Prinzipien auf das Leben der neutestamentlichen Gemeinde umgesetzt. Auch für die neutestamentliche Gemeinde gilt ein Gesetz; Jakobus nennt es „das Gesetz der Freiheit“. Und auch Christen sind auf eine Lehre verpflichtet: die Lehre der Apostel. Denn von den ersten Christen wird uns berichtet: „Sie blieben aber in der Lehre der Apostel“ (Apg. 2,42).

Die Lehre der Apostel, die auf den Aussagen und Lehren von Jesus Christus basiert, ist im Neuen Testament nieder-

geschrieben. Die Verantwortung der neutestamentlichen Gemeinde besteht darin, sich an diesen Glaubensprinzipien verbindlich zu orientieren.

Das Gesetz der Freiheit

Durch Gesetze werden Grenzen abgesteckt. Genau das tut Gott im Alten wie im Neuen Bund. Er setzt Grenzen der Barmherzigkeit.

Wenn man weiß, was Gott geboten und verboten hat, kennt man damit zugleich den Spielraum der Freiheit. Man braucht keine neuen Paragraphen zu formulieren und keine Barrikaden aufzurichten. Gott selbst hat durch seine Gebote und Verbote für die neutestamentliche Gemeinde die Grenzen des Handelns abgesteckt. Das ist unser Lebensraum. Er gleicht einem Garten, um den man einen Schutzzaun errichtet hat. Der schützt den Garten gegenüber Eindringlingen von außen ebenso wie vor Ausbrechern von innen. Wegen dieses Schutzzauns kann nicht jeder beliebig durch den Garten laufen und seine Spuren darin hinterlassen. Er gibt uns die Möglichkeit, geschützt aufzuwachsen.

Wenn Gott zu uns redet, bietet er uns damit den gleichen Schutz an. Er will, daß wir seine Grenzen nicht übertreten, auch dann, wenn wir ihn nicht verstehen.

In diesem Schutzraum kann geistliches Leben gedeihen. Hier kann sich die „Freiheit der Kinder Gottes“ entfalten. Denn die Grenzen hat Gott selbst festgesetzt. Wer sie durchbricht, den Zaun niederreißt, mißbraucht seine Freiheit, wie Petrus sagt, „zum Deckmantel der Bosheit“.

Hier lauert die eigentliche Gefahr: Wer selbstgemachte Frömmigkeit und Gesetzlichkeit kritisiert, neigt leicht dazu, sich einen Freiraum herauszunehmen, in dem einfach alles erlaubt ist. Das aber ist genauso gefährlich wie die Folgen einer gesetzlichen Frömmigkeit.

Eine Lösung kann nur im Zentrum, bei Christus, gefunden

werden. Weder die Vertreter der Freiheit noch die der Gesetzlichkeit können uns hier entscheidend weiterhelfen. Die befreiende Antwort liegt in der Liebe zu Jesus, in der Bindung an seinen Willen und in der Frage: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“

Nur in dieser Haltung erkennen wir die Grenzen wirklicher Freiheit, können wir uns geborgen fühlen und geistlich wachsen.

Juden, Griechen und die ganze Welt

Die Juden, die zur Zeit der Apostel an den Messias glaubten, hatten es relativ einfach. Sie lebten in einem Land und unter einem Volk, dessen Auffassungen vom Alten Bund her geprägt waren. Als Juden, die an Jesus als den Messias glaubten, bildeten sie zunächst eine besondere Gruppe innerhalb der alttestamentlich ausgerichteten Gemeinschaft, die man die „Sekte des Nazareners“ nannte. Etwa siebzehn Jahre lang waren sie Kern der neutestamentlichen Gemeinde. Sie galten als eine Art Sondergemeinschaft innerhalb der jüdischen Kultgemeinde. Jedenfalls sahen das damals viele so. Aber die Sondergemeinschaft wuchs und dehnte sich aus. Schwierig wurde es erst, als Christen mit griechischen Namen von Nordafrika und Zypern nach Antiochia in Syrien kamen und auch die dort lebenden Griechen mit dem Evangelium bekanntmachten. Es war die erste Evangelisation im griechischen Volk – und in dessen Kulturbereich. Kein Wunder, daß man die Menschen, die sich der neuen Lehre anschlossen, hier zum erstenmal *Christen* nannte. Denn Christus ist die griechische Bezeichnung für *Messias*. Griechen, die sich der Lehre von diesem Messias anschlossen, wurden von da an als Christen bezeichnet. Niemand weiß mit Sicherheit, ob das ein Schimpfname war, oder ob sie ihn sich selbst gegeben haben. Eins aber ist klar: Thema war nun nicht mehr das Gesetz, sondern Jesus Christus; nicht das

Alte Testament und nicht die Beschneidung, sondern die Rettung des Menschen, die im Glauben an Christus gegeben war.

Damit ergab sich auch eine völlig neue Fragestellung. Jesus selbst hatte seine Aufgabe im wesentlichen auf Israel begrenzt gesehen. Er war zu den verlorenen Kindern des Hauses Israel gesandt. Doch bei seinem Abschied erklärte er den Jüngern: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde“ (Apg. 1,8). Schon bei der Einsetzung des Abendmahls hatte er es vorausgesagt: „Geht hin in alle Welt, verkündigt das Evangelium aller Kreatur (jedem Menschen)“ (Mark. 16,15).

Damit sandte er seine Jünger mit einem ganz bestimmten Auftrag in die ihnen bekannte Welt, dem von Okkultismus und Götterglauben beherrschten griechisch-hellenistischen Kulturbereich.

Paulus stellte beim Gang durch die Straßen von Athen fest, daß sich hier Altar an Altar reihte. Trotzdem entdeckte er gerade hier den Ansatz für seine berühmte Areopag-Rede: einen Altar, der dem „unbekannten Gott“ geweiht war.

Doch das änderte nichts an der Tatsache, daß die jetzt an Christus gläubig werdenden Menschen mit ganz anderen Fragen konfrontiert waren als jene Leute, die in den ersten Tagen des Christentums an den Messias glaubten. Die ersten Christen, die sogenannten Judenchristen, hatten schon vor ihrer Entscheidung für den neuen Glauben nach dem Gesetz des Mose gelebt. Bei den Leuten jedoch, die aus dem hellenistischen Kulturbereich kamen, ergaben sich völlig andere Fragen. Das begann bereits im Blick auf das Essen.

Streitpunkt Götzenopferfleisch

Die Christen gehörten größtenteils nicht zu den reichen Leuten. Das billigste Fleisch aber, das auf dem Markt ange-

boten wurde, war das Götzenopfer-Fleisch. Für die Christen war zunächst selbstverständlich, daß man dieses „Sonderangebot“ wahrnahm. Aber es kam, wie es kommen mußte. Irgendwann kam einer auf die Idee: Wenn du Götzenopferfleisch kaufst, dann denken deine Nachbarn auch, du würdest den Götzen opfern.

Ein Problem war geboren. Paulus sagt dazu: „Dann will ich lieber nie mehr Fleisch essen, als meinen Bruder verführen (etwas zu tun, was er für falsch hält)“ (1. Kor. 8,13).

Doch im übrigen gibt er die Parole aus: Fragt nicht, kauft und eßt! Er behauptete nicht, wie das heute vielfach geschieht: Das ist eine japanische Puppe mit einem besonderen Stempel. Wenn dein Kind damit spielt, könnte es besessen werden. Er wandte sich auch nicht gegen Fertigwindeln einer bestimmten Firma, weil diese Produkte verhext seien. Paulus sagt: Eßt, was auf den Fleischmarkt kommt. Aber dieses freie Verhalten vertritt er nur, solange nicht die Gefahr besteht, daß ein Mitchrist zum Götzenopfer verführt wird. In dem Fall will er lieber auf alles Fleischessen verzichten, auch auf das preiswerte.

Zwischen Freiheit und Kultur

Das praktische Beispiel um die Problematik des Götzenopferfleisches führt uns mitten in das Spannungsfeld zwischen Freiheit und Gesetz. Paulus sucht die Lösung nicht in einer zusätzlichen Anweisung. Er beruft sich vielmehr auf die Liebe zu Christus und seinem Bruder, dem er kein Ärgernis geben will. In diese Absage ist die klare Verneinung jeder Art von Götzendienst eingeschlossen.

Das Evangelium wurde immer weiter ausgebreitet. Für die Menschen, die Christen wurden, bedeutete das immer wieder neu eine Auseinandersetzung mit der eigenen und auch mit fremder Kultur.

Gott bleibt immer Gott. Er redet nicht einmal so und einmal anders, auch wenn uns das manchmal angenehm wäre. Aber Gottes Wort ist die eine Seite; die Menschen, die es trifft, bilden die andere. In ihrer Kultur herrschen oft andere Sitten und Lebensgewohnheiten. Das führte immer wieder zu der Frage, ob Kultur grundsätzlich abzulehnen sei oder ob es lediglich darum gehe, sündhafte Tendenzen in den Lebensäußerungen und Wertvorstellungen eines Volkes zu erkennen.

Das Evangelium ist nicht kulturfeindlich. Es richtet sich lediglich gegen die Sünde. So werden *porneia* – also Unzucht, Unreinigkeit, Aberglaube – und der gesamte Bereich von Okkultismus und Habsucht als diesem Bereich zugehörig verstanden.

Habsucht ist auch heute noch für viele eine große Verführung. Manche Menschen haben unzählige Gesetze aufgestellt, ohne damit der Habsucht Einhalt zu gebieten. Für das Reich Gottes haben diese Menschen keinen Pfennig übrig. Aber die von ihnen selbst eingeführte Gesetzlichkeit verteidigen sie mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Man muß in den Berichten der Bibel deutlich unterscheiden zwischen dem, was lediglich praktiziert, und dem, was von Gott geboten wurde. Denn nur das, was von Gott vorgeschrieben wurde, ist für uns verbindlich. Das gilt für jede Situation wie für jede Kultur.

Christen haben die Aufgabe, unter Nichtchristen zu leben. Paulus schreibt dazu: „So sage ich nun und bezeuge in dem Herrn, daß ihr nicht mehr leben dürft, wie die Heiden leben in der Nichtigkeit ihres Sinnes. Ihr Verstand ist verfinstert, und sie sind entfremdet dem Leben, das aus Gott ist, durch Unwissenheit, die in ihnen ist, und durch die Verstockung ihres Herzens. Sie sind abgestumpft und haben sich der Ausschweifung ergeben, um allerlei unreine Dinge zu treiben in Habgier. Ihr habt Christus nicht so kennengelernt“ (Eph. 4,17-20).

Kennzeichen einer untergehenden Kultur

Paulus zeichnet in seinem Brief an die Epheser ein Bild der heidnischen Umwelt. Ungefähr entspricht dieses Bild auch noch der heutigen westlichen Zivilisation. Große Unterschiede lassen sich da kaum feststellen. Auch wir leben am Ende einer Kulturrepoche, ähnlich wie die damalige griechische Welt am Ende ihrer Kultur angelangt war.

Nahezu alle Kennzeichen einer untergehenden Kultur lassen sich bei uns feststellen: Die um sich greifende Homosexualität mit all ihren Erscheinungsformen gehört genauso dazu wie die pervertierten Formen der Sexualität. Wir sind von Rom und Athen der damaligen Zeit nicht weit entfernt. Auch bei uns zeigt sich ein gesteigertes Interesse an althergebrachten Ritualen, an spiritistischen Sitzungen, Hexen, Zauberkult. Die gleichen Merkmale kennzeichneten die Kultur des untergehenden Griechenlands.

Betrachten wir diese Beschreibung als Spiegelbild unserer Situation, so stellt sie sich als unüberhörbare Warnung dar. Die Menschen von damals vermochten sogar in Sachen, die sie selbst eingeleitet hatten, keinen Wert mehr zu erkennen. Sie lebten in einem Stadium völliger Wertelosigkeit. Ethik war für sie zum Fremdwort geworden. Für einen Gott als maßgebende Größe fand sich in ihrem Denkgebäude kein Platz.

Unter dem gleichen Vorzeichen leben auch heute viele Menschen. Ihr Verstand ist verfinstert; sie „blicken nicht mehr durch“. Sie können nicht mehr erkennen, worum es geht.

Ein Leben mit Gott liegt für sie außerhalb der Reichweite der Realität. Sie können sich gar nicht mehr vorstellen, was das heißt. Sie haben keine Ahnung, was Gott für ihr Leben bedeuten könnte.

Die Lebensäußerungen der christlichen Gemeinde sind nicht mehr so überzeugend, daß die Menschen sie erkennen könnten. Das liegt zum Teil an ihrer Unwissenheit, aber auch an der Verstocktheit ihres Herzens. Die Folge ist eine wachsende Gleichgültigkeit. Jeder macht, was er will.

Für die Heiligkeit Gottes fehlt ihnen jedes Verständnis. Das ist genau unsere heutige Situation, und sie kann auf unsere Kultur nicht ohne Auswirkungen bleiben. Denn Kennzeichen unserer Zeit sind Ausschweifung, Maßlosigkeit, Perversion, Chaos. Vieles vollzieht sich anders, als Gott es von der Schöpfung her gedacht und geplant hat. Das ist das Prinzip der Entfremdung: All das zu tun, was Gott nicht meint.

Religiös sein ist zwar modern, aber nur, solange Christus ausgeklammert bleibt.

Ein weiteres wesentliches Merkmal unserer Lebensweise ist die Habsucht. Wir leben unter der Zwangsvorstellung, all das haben zu müssen, was der andere besitzt. Man will das große Geld scheffeln und festhalten, ganz gleich, ob dadurch Tausende von Menschen hungern. Wen rührt das heute schon? Es weiß ja auch niemand so genau, wie die Dinge zusammenhängen. Haben die einen recht oder die anderen? Kein Grund also, sich mit dieser Frage auseinanderzusetzen.

Paulus erteilt mit seiner Aussage: „Ihr habt Christus so nicht kennengelernt“ (Eph. 4,20) Habgier und Ausschweifung eine eindeutige Absage. Sie wird durch seine Feststellung in Kapitel 5 noch verstärkt:

„Von Unzucht aber und jeder Art Unreinheit oder Habsucht soll bei euch nicht einmal die Rede sein, wie es sich für die Heiligen gehört. Auch schandbare und närrische oder lose Reden stehen euch nicht an, sondern vielmehr Danksagung. Denn das sollt ihr wissen, daß kein Unzüchtiger oder Unreiner oder Habsüchtiger – das sind Götzendiener – ein Erbteil hat im Reich Christi und Gottes.“

Die Trennungslinie zwischen Christ und Welt

Paulus fällt mit dem Textabschnitt aus dem Epheserbrief ein vernichtendes Urteil über unser Leben. Er fordert uns auf zu einer erneuten Hingabe an Christus. Dann wird auch deutlich, wo für Christen die wirkliche Trennungslinie zur Welt verläuft.

Das bedeutet ein grundsätzliches Nein zur Habsucht. Dabei kennen wir diese Gier durchaus auch in unserem eigenen Leben. Der andere besitzt einen größeren Wagen, also will ich ihm nicht nachstehen. Er hat im letzten Sommer eine Ferienreise in die Südsee gemacht; da darf ich doch nicht nur nach Österreich fahren. Seine kleinen Kinder besitzen Fahrräder, seine größeren Mopeds. Da müssen wir doch mithalten!

Und dann der Wahn, daß alle Kinder studieren müssen, daß das Beste für sie gerade gut genug ist. Natürlich wirken sich solche Vorstellungen auf das Leben in einer christlichen Gemeinde aus. In meiner eigenen Gemeinde haben sich jungbekehrte Christen in letzter Zeit des öfteren darüber beklagt. Sie kommen mit der Kleidung und dem Wohlstand der Gemeindemitglieder nicht mehr mit. Wenn man dagegen sieht, was für die Mission gegeben wird, kann man sich nur schämen.

Wenn Menschen, die kürzlich zum Glauben gekommen sind, sich mit dem Kleidungsstandard einer neutestamentlichen Gemeinde nicht mehr zurechtfinden, dann sind das Zustände, die an die Situation in England am Ende des vergangenen Jahrhunderts erinnern: John Wesley predigte zu den Armen vor der Kirche, weil man nur in guter Kleidung hinein durfte.

Die Absage an die Habgier schließt den Neid ein. Neid kann sich auf alle Dinge erstrecken, die ein anderer besitzt, die ich selbst aber nicht habe. Oft machen wir uns nicht bewußt, wie zersetzend eine solche Einstellung in einer Gemeinde wirken kann.

Unreinheit und Unzucht gehören etwa in den gleichen Bereich. Unreinheit kann überall da dominieren, wo wir unser Vertrauen nicht mehr auf Gott setzen. Im Grunde ist der gesamte Bereich des Aberglaubens nichts anderes als ein Glaube gegen Gott. Er ist das Gegenteil von Gottvertrauen. Wenn ich mein Vertrauen auf Christus setze, dann rechne ich damit, daß er mir hilft. Traue ich Gott seine „mich von allen Seiten“ umgebende Hilfe nicht zu, gelange ich schließlich zu der Erkenntnis: „Hilf dir selbst, denn dir hilft keiner.“ Dann muß ich versuchen, des Glücks selbst habhaft zu werden.

Noch nie hat es so viele Glücksspiele gegeben wie heute. Da, wo andere auf Zahlen setzen, müssen wir auf Jesus vertrauen. Darin zeigt sich, in diesem Themenbereich, unsere Absonderung „von der Welt“.

Möglichkeiten und Chancen der Christen

Im Westerwald gibt es einen Männerchor, der den schönen Namen „Wiedklang“ trägt. Einer der theologischen Lehrer unseres NEUES LEBEN-Seminars fand eine Wohnung in dem Dorf, in dem die Mehrzahl der Sänger lebt. Als er seine neuen Nachbarn besuchte, um sich bekannt zu machen, stellte er fest, daß viele von ihnen in diesem Chor mitsingen. Einer fragte ihn: „Singst du auch mit?“

„Meine Stimme dürftet ihr wohl kaum gebrauchen können“, winkte der Lehrer ab. „Aber wie läuft das denn so bei euch?“

„Dann komm doch selber mal dazu. Am Sonntagabend haben wir im Gasthof Probe.“

Zusammen mit meinem Sohn Wilfried ist jener Lehrer dann hingegangen. Sie begrüßten die Männer und erklärten ihnen, daß sie entschiedene Christen seien. Schließlich kam eins zum anderen. Wilfried erzählte ihnen: „Ich war dreizehn Jahre in Kanada.“ Und irgendwann meinte einer: „Kanada, da möchten wir auch gerne mal hin.“

Wilfried entgegnete bereitwillig: „Das kann ich für euch organisieren.“ Er wollte eigentlich nur Verständnis zeigen. Doch einige riefen prompt: „Toll, das machen wir!“

Und dann sind sie eines Tages gemeinsam nach Kanada gefahren.

Das war nicht so einfach. Denn ein säkularer Westerwälder Chor sollte in den Gottesdiensten christlicher Gemeinden in Kanada singen und bei Gemeindegliedern untergebracht werden. Aber es hat funktioniert. Heute kommen einige Chormitglieder gelegentlich in die Gottesdienste unserer Gemeinde und ins NEUES LEBEN-Zentrum.

In der Welt, nicht von der Welt

In dem Dorf Wölmersen, in dem unser NEUES LEBENZENTRUM liegt, bezeichnen uns manche als „die Frommen da oben“. Wir können das eigentlich nur als Kompliment betrachten. Denn Jesus war ein Freund der Zöllner und Sünder. Er war kein Sünder, aber diese kannten ihn. Und als er den Zöllner Levi vom Zollhaus wegrief, schmiß der eine Abschiedsparty, die sich gewaschen hatte. Die Schriftgelehrten haben sich damals darüber mokiert, daß dieser Rabbi aus Nazareth mit den Zöllnern und Sündern zusammen aß.

Ich nehme an, daß den harten Burschen jener Zeit in der Gegenwart von Jesus ihre dreckigen Witze im Hals steckengeblieben sind. Der Abschied Levis als Zollbeamter und damit sein Ausscheiden aus dem halb-römischen Staatsdienst bildete eine Gelegenheit, um die Menschen seiner Umgebung mit dem Evangelium bekanntzumachen.

„Porneia“ – der Umgang mit der Sexualität

Nicht „von der Welt“ zu sein, bedeutet eine klare Standortbestimmung: nicht habsüchtig zu sein und nicht in Ausschweifung zu leben; dem Okkultismus und der Pornographie abzusagen. In der Bibel wird für Unzucht das griechische Wort *porneia* gebraucht. Anfangs wurde damit die käufliche Liebe bezeichnet. Später wurde mit diesem Wort jede Form von Sexualität außerhalb einer rechtmäßigen Ehe beschrieben.

Pornographie ist die (textliche oder bildliche) Darstellung von Unzucht. Ihr Angriff ist massiv. Auch wenn manche Christen keinen Fernsehapparat besitzen, sehen ihre Kinder

entsprechende Szenen bei ihren Freunden. Diese Programme erobern die Schulen ebenso wie die Wohnzimmer. Es liegt vielleicht nicht in unserer Macht, eine solche Entwicklung aufzuhalten. Aber niemand zwingt uns, derartige Programme anzusehen.

Christliche Verantwortung in der Informationsgesellschaft

Als in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sich in den USA die Idee des Rundfunks durchsetzte, hat man die Sendezeit zunächst der Kirche angeboten. Aber die hat abgelehnt. Dann wurde der obersten Schulbehörde ein Angebot unterbreitet, aber auch dort hat man die Chance verpaßt. Schließlich ist man bei der Vergnügungsindustrie gelandet, und die hat ohne Zögern zugegriffen. Heute müssen Christen darum betteln, wenn sie eine Sendung im Radio machen wollen. Aber sie sind nicht schuldlos daran, daß die elektronischen Medien kaum für das Reich Gottes genutzt werden.

Hitlers politischer Durchbruch in Deutschland wäre ohne die Erfindung des „Volksempfängers“ in diesem Maß und dieser Schnelligkeit kaum denkbar gewesen. Mit knapp 80,- Mark konnte man dieses Gerät erwerben. Und es war „auf die Stimme des Führers“ programmiert. Auslandssender konnte man damit nicht empfangen.

Hitlers Reden, oft zwei bis drei Stunden lang, hetzten ein ganzes Volk auf. Der Fernsehapparat kann auf die gleiche Weise mißbraucht werden, und zum Teil geschieht das schon heute.

Es ist keine Frage: Das Fernsehen stellt die Kanzel im Wohnzimmer dar. Wer früher am Sonntag in die Dorfkirche ging, hörte von der Kanzel eine Predigt vom göttlichen Sinn menschlichen Lebens. Aber vor und nach dem Gottesdienst erfuhr er die Neuigkeiten, die sich im Dorf und in der Umgebung zugetragen hatten. Manches wurde auch von der

Kanzel gesagt. Vieles betraf das dörfliche Zusammenleben und die Landwirtschaft. So wurden zum Beispiel die Vorzüge der Stallfütterung auf diese Weise bekanntgemacht.

Heute, im Zeitalter der MasseninFORMATION, ergießt sich all das über das Medium Fernsehen in unser Wohnzimmer. Und wir werden den Lauf der Geschichte – ebensowenig wie andere vor uns – zurückdrehen können. Deshalb kommt es darauf an, Nachrichten aufzunehmen und uns von Falschmeldungen zu distanzieren.

Das alles fordert Christen zur Verantwortung heraus. Auf der Straße, am Bahnhof, am Flughafen, überall sieht man die verschiedensten Dinge. Man muß sich entscheiden, welche Zeitung man liest, welche Zeitschriften man im eigenen Wohnzimmer duldet. Man muß festlegen, welche Radiosendungen, welche Fernsehprogramme man einschaltet und welche nicht.

Als ich für meine Familie einen Fernsehapparat kaufte, weil meine Kinder sonst überall in der Nachbarschaft an die Türen geklopft hätten, habe ich ein teures Gerät einschließlich Schrank und Schlüssel erstanden. Jede Woche haben wir gemeinsam neu entschieden, was wir miteinander sehen wollten und was nicht. Auf diese Weise habe ich meine Söhne zum bewußten Umgang mit einem Medium, das ich nicht verhindern kann, erzogen. Ich behaupte nicht, daß jeder das so machen muß; es ist lediglich *ein* Weg.

Christen dürfen nicht alles, was sie können. Ich muß mich an jedem Tag dazu entscheiden, nicht mehr zu essen als nötig. Genauso muß ich festlegen, dies und jenes an Information oder Unterhaltung aufzunehmen oder nicht.

Wir müssen es lernen, Ja und Nein zu sagen. Wir müssen Christen helfen, mit den Informationseinrichtungen in dieser Welt recht umzugehen. Das kann bedeuten, daß wir zwar nicht zur Kultur, wohl aber zur Sünde eines Volkes Nein sagen müssen. Und das kann viel schwieriger sein, als zu behaupten, daß man mit all dem nichts zu tun habe. Denn das ist ein Traum, der sich nicht erfüllt.

Falsche Weichenstellung

Es gibt aber auch eine falsche Trennung von der Welt. Paulus nimmt dazu im 1. Korintherbrief Stellung. Und er bezieht sich dabei auf einen Brief an die Christen in Korinth, der uns verlorengegangen ist:

„Ich habe euch in dem Brief geschrieben, daß ihr nichts zu schaffen haben sollt mit den Unzüchtigen. Damit meine ich nicht allgemein die Unzüchtigen in dieser Welt oder die Geizigen oder Räuber oder Götzendiener; sonst müßtet ihr ja die Welt räumen. Vielmehr habe ich euch geschrieben: Ihr sollt nichts mit einem zu schaffen haben, der sich Bruder nennen läßt und ist ein Unzüchtiger oder ein Geiziger oder ein Götzendiener oder ein Lästere oder ein Trunkenbold oder ein Räuber, mit so einem sollt ihr auch nicht essen. Denn was gehen mich die draußen an, daß ich sie richten sollte. Habt ihr nicht die zu richten, die drinnen sind? Gott aber wird, die draußen sind, richten. Verstoßt ihr den Bösen aus eurer Mitte!“ (1. Kor. 5,9-13).

Paulus fordert hier eindeutig die Abgrenzung von Sündern innerhalb der Gemeinde, nicht die von Gottlosen in ihrem Umfeld.

Im Hebräerbrief wird die „Wolke der Zeugen“ erwähnt. Die Erzväter und andere werden uns als Vorbilder, als Glaubenszeugen des Alten Bundes beschrieben. Doch Mose, der mit Sicherheit zu ihnen zählte, lebte mitten in Ägypten. Heute würden wir vielleicht sagen, daß er an der Universität von Kairo promovierte. Er wurde an einem atheistischen Fürstenhof erzogen und später dennoch ein von Gott ausgewählter Führer seines Volkes.

Josef, einer seiner Nachfahren, konnte das israelitische Volk vor dem Hungertod bewahren, weil er bereit war, in Ägypten ein politisches Amt zu bekleiden. Und auch Daniel verwirklichte Gottes Plan, als er ein Regierungsamt im heidnischen Babylon übernahm, obwohl er in der Gefangenschaft lebte.

Man erkennt an diesen Beispielen, worauf es ankommt: Nicht wo und unter welchen Menschen man lebt, ist wichtig, sondern daß man an der Sünde keinen Anteil hat. Daniel verweigerte Wein und Fleisch, weil sie zum Götzenopfer gehörten. Er wollte Gott treu bleiben. Eine Flucht aus der Welt bedeutet eine falsche Abgrenzung und Trennung. Das gilt heute genauso für die missionarische Ausstrahlung einer Gemeinde.

Haben wir noch Kontakt zu Menschen außerhalb der Gemeinde?

Wenn wir von Gemeinden zu einer missionarischen Aktion eingeladen werden, fragen wir oft als erstes: „Wie viele Kontakte haben die Mitglieder der Gemeinde mit Menschen, die nicht an Christus glauben?“

Wir fragen weiter: „Wer von Ihnen hat im vergangenen Jahr einen Menschen, der nicht an Christus glaubt, in seine Wohnung zum Essen eingeladen?“

Es gibt Gemeinden, in denen auf eine solche Frage keine einzige Hand hochgeht. Und manche sind dann sogar noch stolz auf ihre Trennung von der Welt.

Aber die in der Bibel kritisierte „Freundschaft mit der Welt“ besteht nicht darin, daß ich meinen Nachbarn, den Lehrer meiner Kinder oder jemanden, mit dem ich irgendwo in ein Gespräch über Christus verwickelt wurde, zum Abendessen einlade. Im Gegenteil: Wie viele Menschen haben sich an unserem Eßtisch bekehrt! Auch Leute, die mir von ihrem Wesen her nicht immer angenehm waren. Mancher hat sich für Christus entschieden, nachdem wir ihn zu einer Tasse Tee oder zu einem Abendessen eingeladen hatten. Manchmal ergaben sich daraus nächtelange Gespräche. Doch dann ging ein neuer Mensch nach Hause: jemand, der neu oder zum erstenmal zu Jesus gefunden hatte.

Evangelisation im Wohnzimmer

Der wesentlichste Ort im Vorfeld einer Evangelisation sind unsere Wohnungen. Auch Junggesellenbuden sind dazu gut geeignet. Unter dem Dach oder im Keller ergeben sich oft die besten Gelegenheiten, um mit Menschen über den Glauben zu sprechen. Es ist erstaunlich, wie viele dazu bereit sind. Manche Menschen leben in erschreckenden Verhältnissen, haben all das durchlebt, was wir als „Dreck“ bezeichnen. Und trotzdem sind sie offen für ein Gespräch über den Glauben, wenn wir sie zu uns einladen.

„Sie können ruhig kommen und müssen sich nicht extra die Hände waschen.“ Wir sind ja so kultiviert. Wir sind so bürgerlich, daß die Menschen gar nicht mehr wissen, ob sie zu uns passen. Auch das ist eine falsche Form der Absonderung.

Das provozierende Beispiel Jesu

Wir haben doch Jesus. Sein Geist lebt in uns. Und damit erst sind wir glaubwürdig. Wollen wir denn vor Leuten Angst haben, die vom Teufel geknechtet und bewegt werden, so daß sie nicht mehr ein noch aus wissen?

Jesus ging zu diesen Menschen hin. Für ihn war das ganz normal; denn er lebte in ihrer Welt. Er betrat das Haus eines Theologen und sagte: Du hast mir kein Wasser gereicht, als ich hereinkam. Du hast mich auch kein Wasser holen lassen. Mit meinen staubigen Füßen hast du mich hier hereingebracht und mir weder die Sandalen aufgebunden noch mir die Füße gewaschen und abgetrocknet, obwohl ich dein Gast bin.

Es betrat auch eine Frau das Haus, die als Dirne bekannt war. Ihre Tränen sorgten dafür, daß die Füße Jesu naß wurden, und dann trocknete sie die Füße mit ihren Haaren. Der Theologe saß lediglich dabei und meinte zu sich selbst:

Wenn der ein Prophet wäre, dann wüßte er, was das für ein Luder ist. Doch Jesus wußte, was für eine Frau er vor sich hatte. Aber ihr war viel vergeben worden und dem Schriftgelehrten noch nichts. Das war der entscheidende Unterschied (Lukas 7,37ff).

Vielleicht sollten wir die Evangelien auch einmal unter dem Gesichtspunkt „Jesus und die Sünder“ lesen. Denn in ihren Berichten spielen nicht nur die Pharisäer, sondern vor allem auch die Sünder eine Rolle. Sie bildeten damals den Abschaum der Gesellschaft; repräsentiert von Zöllnern und Dirnen. Aber sie gehörten zu den ersten, die sich für das Heil, das Jesus Christus brachte, öffneten. Sie wußten, daß sie der Erlösung bedurften. Sie besaßen keinen Dünkel von Bürgerlichkeit, Gesetzestreue und selbstgemachter Frömmigkeit. Sie wußten, daß sie einen Messias brauchten.

Die Welt, in der wir leben, ist die Welt, in der Gott regiert

Wir leben in einer Welt, die Gott geschaffen hat. Sie ist unter den Einfluß antigöttlicher Mächte geraten; aber Gott will uns vor dem Bösen bewahren.

Unsere Angst vor dem Rückfall in ein gottloses Denken und Handeln ist verständlich. Aber es hilft uns nicht, dagegen gewissermaßen einen „Damm“ immer neuer Gesetze aufzurichten. Gesetze führen nun einmal zur Gesetzlichkeit. Und diese führt bei vielen Menschen zur Schwermut. Denn selbstaufgestellte Gesetze verweisen auf einen Weg der Selbstbefreiung. Nur wird durch diesen Prozeß leider keiner wirklich frei. Man versucht immer neue Praktiken, um sich selbst zu erlösen. Aber hinterher kommt man sich nur um so schlechter vor. Und wenn man älter wird, steht man eines Tages vor dem Scherbenhaufen des eigenen Versagens. Man merkt kaum noch, daß durch all die Gesetze, die man sich selbst auferlegt hat, das eigene Leben lediglich unglaublich wurde. Man ist dadurch nicht froh geworden; man hat vielmehr die Freude an Christus verloren. Und dann grübelt man so lange, bis einem wieder ein neues Gesetz, eine neue Vorschrift einfällt. Plötzlich funktioniert alles wieder. Aber nur für kurze Zeit.

Es gibt genügend selbsternannte „Apostel“, die immer neue Gesetze und Vorschriften für die Menschen erfinden und diesen damit noch mehr Lasten auflegen. Und die von ihnen gequälten Leute können sich gar nicht mehr bewußt machen, daß sie um ihr Seelenheil eigentlich keine Angst mehr zu haben brauchen. Aber das Seelenheil wird nun von ihrer eigenen Frömmigkeit abhängig gemacht. Und oft ist niemand da, der diesen geplagten Menschen sagt, daß das von Jesus Christus ein für allemal vollbrachte Erlösungs-

werk am Kreuz von Golgatha für alle Zeiten und für alle Menschen gültig ist.

*Das Spannungsfeld zwischen Gesetzlichkeit
und Angst vor dem Abfall*

Das Spannungsfeld zwischen dem Gesetz und der Angst vor einem Abfall von Gott läßt sich, aus menschlicher Sicht, nicht auflösen. Wer auf das Gesetz vertraut, muß ständig mit einer Übertretung rechnen. Und wer sich der Freiheit überläßt, kann nie ausschließen, daß er Freiheit mißversteht und überzieht. Vielleicht versteckt er unter dem Deckmantel sogenannter Freiheit sogar seine eigene Bosheit.

Die Lösung ergibt sich weder aus einer Flucht in die Weltlichkeit noch aus einem Rückzug in die Gesetzlichkeit. Die Lösung, so sagt es Jesus selbst, liegt in der Liebe.

Als ein Schriftgelehrter Jesus fragte: „Welches ist das größte Gebot?“, antwortete er: „Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt und deinen Nächsten wie dich selbst.“ In diesen beiden Geboten sind das ganze alttestamentliche Gesetz sowie die Anweisungen der alttestamentlichen Propheten zusammengefaßt, erklärt Jesus.

Wer das begreift, versteht Gottes Anweisungen. Wer Jesus liebt, erfüllt Gottes Forderungen.

Aber selbst da könnte man sich ja noch etwas vormachen. Denn die Intensität der Liebe zu Gott kann kein Mensch nachprüfen. Und Sprüche dieser Art kann man leicht auf sagen, aber deshalb sind sie noch lange nicht durch das eigene Leben gedeckt.

Deshalb hat das Liebesgebot des Neuen Testaments einen zweiten Teil: „Und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Denn unsere Liebe zum Nächsten stellt zugleich die Prüfung für unseren Glauben, für unsere Liebe zu Gott dar. Ob wir Gott

werk am Kreuz von Golgatha für alle Zeiten und für alle Menschen gültig ist.

*Das Spannungsfeld zwischen Gesetzlichkeit
und Angst vor dem Abfall*

Das Spannungsfeld zwischen dem Gesetz und der Angst vor einem Abfall von Gott läßt sich, aus menschlicher Sicht, nicht auflösen. Wer auf das Gesetz vertraut, muß ständig mit einer Übertretung rechnen. Und wer sich der Freiheit überläßt, kann nie ausschließen, daß er Freiheit mißversteht und überzieht. Vielleicht versteckt er unter dem Deckmantel sogenannter Freiheit sogar seine eigene Bosheit.

Die Lösung ergibt sich weder aus einer Flucht in die Weltlichkeit noch aus einem Rückzug in die Gesetzlichkeit. Die Lösung, so sagt es Jesus selbst, liegt in der Liebe.

Als ein Schriftgelehrter Jesus fragte: „Welches ist das größte Gebot?“, antwortete er: „Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt und deinen Nächsten wie dich selbst.“ In diesen beiden Geboten sind das ganze alttestamentliche Gesetz sowie die Anweisungen der alttestamentlichen Propheten zusammengefaßt, erklärt Jesus.

Wer das begreift, versteht Gottes Anweisungen. Wer Jesus liebt, erfüllt Gottes Forderungen.

Aber selbst da könnte man sich ja noch etwas vormachen. Denn die Intensität der Liebe zu Gott kann kein Mensch nachprüfen. Und Sprüche dieser Art kann man leicht auf sagen, aber deshalb sind sie noch lange nicht durch das eigene Leben gedeckt.

Deshalb hat das Liebesgebot des Neuen Testaments einen zweiten Teil: „Und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Denn unsere Liebe zum Nächsten stellt zugleich die Prüfung für unseren Glauben, für unsere Liebe zu Gott dar. Ob wir Gott

wirklich lieben, erkennt man daran, daß wir unseren Nächsten lieben.

Paulus liebte sein Volk, die Juden, so sehr, daß er bereit war, den Halbjuden Timotheus zu beschneiden. Sind wir bereit, religiös irrende Menschen so weit zu begleiten? Sind wir bereit, irrenden Menschen zu helfen, die sich in total falschen Frömmigkeitsvorstellungen verirrt haben? Dann erfüllen wir das Gesetz Gottes. Und zwar nicht, um deswegen einen Orden zu empfangen, sondern allein „zur Ehre Gottes“.

Nach Paulus bin ich ein „elender Mensch“ (Röm. 7,24). Ich kann weder von Menschen konstruierte Gesetze noch von Gott erlassene Anweisungen befriedigend befolgen. Ich bleibe, auf mich selbst gestellt, immer hinter der Norm zurück.

Und alles bliebe eine Katastrophe, wäre da nicht noch ein ganz anderer im Spiel. Er hat Kraft, wo ich versage, er bringt mich ans Ziel, wo mir die Luft ausgeht.

Ich muß nicht alles können. Ich darf mich diesem Jesus anvertrauen, dessen Kraft – nach seiner Zusage – in schwachen Leuten wie mir mächtig wird.

Und dann liegt eben genau da die entscheidende Grenze zwischen Welt und „Welt“, nicht in der von mir souverän getroffenen Entscheidung. Die Grenzposten zwischen Welt und „Welt“ markiert allein Christus, dessen Kraft in seinen Leuten über deren Schwachheit triumphiert.

Dann bin ich immer noch „elend“, weil ich meiner irdischen Existenz nicht entrinnen kann. Aber zugleich bin ich „glücklich“, weil Christus – auf seine unaussprechliche Weise – in mir Gestalt gewinnt. Und ich will zwischen Welt und „Welt“ auf keinen anderen Grenzposten vertrauen – als auf ihn allein.

Anton Schulte
Oh, diese Frommen!

„Oh, diese Frommen!“ – Anton Schulte, selbst einer jener Frommen, hat erfahren, wie oft sich Christen, die es mit dem Glauben ernst meinen, gegenseitig das Leben schwer machen. Es geht um persönliche Glaubensprägung und biblisch fundierte Wahrheit, um falschverstandene Freiheit und ängstliche Gesetzlichkeit.

Anton Schulte ruft zu einer glaubwürdigen Frömmigkeit auf, die sich am Gebot Jesu orientiert, Gott und den Nächsten zu lieben.

Die Gliederung in kurze Abschnitte ermöglicht ein leichtes Lesen des Buches; zahlreiche Beispiele illustrieren die fundierten Aussagen.

„Oh, diese Frommen!“ ist eine Lebenshilfe für alle, die mit Ernst Christen sein wollen.

BRUNNEN VERLAG GIESSEN

ISBN 3-7655-2464-6